

Christen *heute*

DIE ALT-KATHOLISCHE ZEITSCHRIFT IN DEUTSCHLAND + 67. JAHRGANG · NOVEMBER 2023

Wir suchen gemeinsam

3 Wir suchen – gemeinsam
von Gerhard Ruisch

4 Gemeinsam auf der Suche
von Georg Spindler

6 Sehnsucht
von Francine Schwertfeger

8 Schatzsuche
von Jutta Respondek

11 Die Ideen des
Alt-Katholizismus –
Ursprünge und Grundlagen
von Christian Weber

32 Lasst den Alarmismus!
von Gerhard Ruisch





Kirchliche Amtsträger nicht überhören

NACH DEN ENTHÜLLUNGEN DER Missbrauchsvorwürfe gegen den verstorbenen Kardinal Franz Hengsbach warnt der römisch-katholische Essener Bischof **Franz-Josef Overbeck** vor einer Überhöhung kirchlicher Amtsträger. „Wir brauchen mehr Macht- und Gewaltenteilung in der Kirche und ein erneuertes Amtsverständnis“, sagte er im Interview. „Es haben sich eine Theologie der Kirche, eine Spiritualität des Gehorsams und eine Praxis des Amtes entwickelt, die Macht äußerst einseitig an die Weihe binden und das Amt für geradezu unantastbar erklären.“ Ein solches Amtsverständnis sei noch bis vor wenigen Jahrzehnten nicht hinterfragt worden und habe ganze Generationen von Klerikern geprägt – auch ihn selbst.

Künstlicher Embryo gezüchtet

ISRAELISCHEN FORSCHER:INNEN ist es gelungen, ein embryo-ähnliches Wesen zu züchten. Das Gebilde ähnele einem menschlichen Embryo im Alter von 14 Tagen, teilte das israelische *Weizmann-Institut* mit. Gezüchtet wurde es ohne Eizellen, Spermien oder Gebärmutter ausschließlich aus Stammzellen. Im Unterschied zu früheren Forschungen gelang es den Forschern, Modelle aus den Stammzellen zu züchten, die alle diesem Stadium entsprechende Eigenschaften eines Embryos haben. Damit sei sichergestellt, dass die Modelle die Fähigkeit besitzen, sich weiterzuentwickeln. Dazu hatten die Forscher Stammzellen umprogrammiert. Veröffentlicht wurden die Forschungserfolge in der Fachzeitschrift *Nature*.

Immer mehr Straßenkinder

NACH EINSCHÄTZUNG DER STIFTUNG *Off Road Kids* leben immer mehr Minderjährige und junge Erwachsene in Deutschland auf der Straße. Insgesamt gebe es bundesweit 38.000 junge Menschen unter 27 in versteckter oder offener Obdachlosigkeit, wie Stiftungsgründer und Vorstandssprecher **Markus Seidel** sagte. Jeden Monat kämen rund 500 hinzu, „so viele wie nie zuvor. Die Situation ist dramatisch“. Als eine Ursache sieht Seidel auch die Corona-Pandemie. Seitdem hätten sich die Beratungszahlen

vervierfacht. „In den Familien, in denen es vorher schon gebrodelt hat, brodelt es jetzt richtig“, sagte er. Zudem gebe es immer weniger bezahlbaren Wohnraum. Die jungen Menschen landeten entsprechend schneller auf der Straße. *Off Road Kids*, das vor 30 Jahren gegründet wurde, unterhält Streetwork-Stationen in Berlin, Hamburg, Dortmund, Köln und Frankfurt.

Geringe Umverteilung könnte Armut in der Welt besiegen

EINE VERGLEICHSWEISE GERINGE Umverteilung von Ressourcen von wohlhabenden zu armen Ländern würde nach einer wissenschaftlichen Berechnung der Universität Freiburg ausreichen, die weltweite Armut zu bekämpfen: Im Mittel etwa sechs Tonnen Rohstoffe pro Person und Jahr würden dafür benötigt. Der Wert von sechs Tonnen Ressourcen sei klein, verglichen mit dem Ressourcenverbrauch in wohlhabenden Ländern, sagte der Erstautor der Studie, **Johan Andrés Vélez-Henao**. In Deutschland liege er bei durchschnittlich 72 Tonnen und in den USA bei 85 Tonnen pro Person und Jahr. „Eine geringe Umverteilung könnte also schon viel bewirken.“ Zu den benötigten Rohstoffen zählen vor allem Mineralien (beispielsweise Sand), fossile Brennstoffe, Biomasse und Metallerze. Die Zahl der in Armut lebenden Menschen bezifferten die Forschenden auf 1,2 Milliarden weltweit.

Weniger als 1.400 Euro Rente nach 40 Jahren Arbeit

IN DEUTSCHLAND BEKOMMEN über 50 Prozent der Rentner, die 40 Jahre oder länger gearbeitet haben, weniger als 1.400 Euro Rente monatlich ausgezahlt. Das betrifft laut Bundesarbeitsministerium rund 3,8 Millionen gesetzlich versicherte Rentner. Rund 2,5 Millionen Rentner haben weniger als 1.200 Euro Rente monatlich zur Verfügung. Aus den Zahlen geht auch hervor, dass ein Durchschnittsverdiener im Schnitt über 42 Jahre arbeiten müsste, um auf eine Rente von 1.400 Euro zu kommen; um 1.600 Euro zu erhalten, müsste

er gar 48 Jahre arbeiten. Wollte ein Durchschnittsverdiener über eine Rente von 2.000 Euro pro Monat verfügen, müsste er dafür rechnerisch 60 Jahre arbeiten.

Deutsche „ticken ähnlich“ bei aktuellen Streitthemen

EIN GROSSTEIL DER DEUTSCHEN hat einer Untersuchung des Makrosoziologen **Steffen Mau** von der Humboldt-Universität Berlin zufolge zu aktuellen Reizthemen ähnliche Ansichten. 75 Prozent der Deutschen seien etwa sehr besorgt über den Klimawandel, 79 Prozent hielten die Vermögensungleichheit für zu groß. 84 Prozent der Befragten plädierten dafür, Transpersonen als normal anzuerkennen. Eine deutliche Mehrheit (61 Prozent) bewertete Migration als Bereicherung für das kulturelle Leben. Die Studie zeigte jedoch auch, dass die meisten Deutschen eine geschlechtersensible Sprache ablehnen. Mau versteht seine Analyse als Warnruf für die Mitte der Gesellschaft, die keine extremistische Partei befürworte und sich nur vom „lauten Rand“ beschallen lasse. „Da kann man natürlich sagen: Wenn ihr passiv auf der Couch hängt und euch nicht um eure Demokratie kümmert, dann übernehmen halt andere das Ruder“, sagte der Forscher.

EU produziert immer mehr Fahrräder

IN DER EU WÄCHST DIE FAHRRADPRODUKTION: Vergangenes Jahr wurden 14,7 Millionen hergestellt, 10 Prozent mehr als 2021 und 29 Prozent mehr als vor zehn Jahren. Größter Produzent war Portugal mit 2,7 Millionen Stück, gefolgt von Rumänien, wo sich die Herstellung seit 2018 auf knapp 2,6 Millionen Räder verfünffachte. Auch die Radfahrernation Italien erlebte nach einem mehrjährigen Rückgang wieder einen Produktionsaufschwung seiner Marken mit gut 2,5 Millionen Fahrrädern. Deutschland belegte mit 1,7 Millionen Stück den vierten Platz. Gegenüber dem Vorjahr betrug der Zuwachs hierzulande 18 Prozent.

fortgesetzt auf Seite 31



Wir suchen – gemeinsam



VON GERHARD RUISCH

IN NAMEN UND NACHRICHTEN AUF SEITE 2 WIRD DER Essener römisch-katholische Bischof Franz-Josef Overbeck zitiert mit den Worten: „Wir brauchen mehr Macht- und Gewaltenteilung in der Kirche und ein erneuertes Amtsverständnis. Es haben sich eine Theologie der Kirche, eine Spiritualität des Gehorsams und eine Praxis des Amtes entwickelt, die Macht äußerst einseitig an die Weihe binden und das Amt für geradezu unantastbar erklären.“

Am 1. Oktober hat mich Bischof Matthias Ring im Gottesdienst von meinem Dienst als Pfarrer der Gemeinde Freiburg entpflichtet und ich wurde in den Ruhestand verabschiedet. Fast 40 Jahre lang habe ich bis dahin im hauptamtlichen kirchlichen Dienst gestanden. Bei so einem Anlass gehen natürlich die Gedanken auch zurück bis hin zu den Anfängen. Und was mir da so alles ins Gedächtnis kommt, ist nicht immer ein Ruhmesblatt für mich. Aber inzwischen bin ich auch so weit, dass ich offen darüber schreiben kann.

Denn so manches, was ich einmal für richtig und selbstverständlich hielt, lässt mich heute erschrecken. Was Bischof Overbeck gesagt hat, hat auch einmal zu meinem Selbstverständnis gehört. In meiner Ausbildung in Freiburg und in St. Peter im Schwarzwald war uns Priesteramtskandidaten vermittelt worden, dass wir durch die Priesterweihe zu etwas Besonderem werden. Ein „unauslöschliches Merkmal“ vermittele uns die Weihe. Schon vor der Weihe nannte uns das Personal im Priesterseminar „die jungen Herren“. Ich gestehe – und das ist mir heute sehr peinlich –, das hat meinem Ego geschmeichelt. Das habe ich angenommen, weil es so schön war. Wer hört nicht gern, dass er zu einem Kreis von Auserwählten gehört, dass er etwas ganz Besonderes ist? Ich schon.

Doch was ist daraus geworden? Eine gnadenlose Überforderung! Denn zu diesem Selbstverständnis gehört auch der Anspruch, auf alle oder wenigstens die meisten Fragen der Menschen eine Antwort und für die persönlichen Probleme eine Lösung parat zu haben. Ich habe natürlich schnell gemerkt, dass ich das nicht zu bieten hatte. Wie auch, mit so wenig Lebenserfahrung? Dagegen hilft alle Weihegnade nicht. Aber bis ich dieses überhebliche Selbstverständnis abgelegt hatte, hat doch lange gedauert. Und ich kann es nicht leugnen: Bis es so weit war, habe ich viel dummes Zeug an Menschen hingeredet und, so fürchte ich, sie vor den Kopf gestoßen, anstatt ihnen zu helfen.

Ich habe da schon einen Vorwurf an meine damalige Priesterausbildung. Praktisch ohne Vorbereitung wurden wir als junge Priester in Beichtstühle gesetzt und da mit massiven Problemen von Menschen und mit schwerer Schuld konfrontiert. Auch eine Form von Supervision gab es damals nicht, schon wegen des Beichtgeheimnisses – dabei wäre das sicher möglich gewesen, auch ohne es zu verletzen. Die alte Skepsis von Kirche gegenüber der Psychologie hat sich da noch ausgewirkt, die heute nach meiner Beobachtung doch weitgehend überwunden ist – ich hoffe, ich täusche mich darin nicht.

Reden ist Silber...

Für mich war es eine große Entlastung zu entdecken, dass ich gar nicht alles wissen muss – und dass die Menschen es auch gar nicht erwarten. Selbst diejenigen in der Kirche, die im Priester (oder in der Priesterin) noch einen geweihten Mittler zwischen Himmel und Erde sehen, wissen, dass kein Mensch auf alles eine Antwort haben kann. Schon gar nicht auf die Fragen, die unseren Verstand übersteigen. Und sie wissen genauso darum, dass auch eine geweihte Diakonin, ein Priester oder eine Bischöfin nicht für jedes Lebensproblem eine Lösung bereithaben kann.

Wir Geistliche sind natürlich Profiredner. Das haben wir gelernt, damit kennen wir uns aus. Allein um die zweitausend verschiedene Predigten habe ich in meiner aktiven Zeit als Diakon und Priester gehalten. Da gibt es durchaus



Gerhard Ruisch
ist Chefredakteur
von *Christen
heute*

Foto: PxHere



viele Themen, zu denen ich spontan einen kleinen Vortrag halten kann, ohne mich vorzubereiten. Aber immer lauert die Gefahr zu schwätzen. Es geht ja nicht darum, irgendwas zu sagen, sondern etwas zu sagen, was für die Hörenden hörens-wert ist, was irgendwie weiterhilft oder einen nennenswerten Gedanken ausdrückt.

Gut, eine geschwätzige Predigt ist zwar für die Mitfeiernden im Gottesdienst ärgerlich, aber sie schadet ihnen wohl nicht wirklich. Aber in echten Notsituationen, in menschlichen Extremsituationen, in Zeiten von schwerem Leid oder von Tod, mit denen Geistliche es ja immer wieder zu tun haben, kann Geschwätzigkeit verheerend sein. Ich erinnere mich schon an Situationen, in denen ich geschwätzt habe, weil ich nichts zu sagen wusste – und das tut mir bis heute leid. Selbst Gebete und Bibelworte können Geschwätz sein, wenn sie an der falschen Stelle gesprochen werden.

Es war für mich die andere große Entlastung, zu entdecken, dass ich auch nicht immer etwas sagen muss. Reden ist Silber, schweigen ist Gold, dieses alte Sprichwort gilt wohl nirgends so sehr wie in der Seelsorge. Da kann natürlich auch reden an der richtigen Stelle Gold sein, aber es gibt eben die Situationen, in denen es besser ist, einfach nur da zu sein, gemeinsam auszuhalten, möglicherweise zuzuhören, miteinander zu schweigen. Ein billiger Trost kann wie ein Schlag ins Gesicht sein. Einfach nur nicht davonlaufen, da sein in der Sprachlosigkeit des Schocks, kann dagegen helfen.

Ehrlich suchen

Ich durfte bei meiner Verabschiedung viele Lob- und Dankesworte hören, und ich habe mich außerordentlich

darüber gefreut. Es war mir meinerseits ein Bedürfnis, mich ebenfalls zu bedanken, z. B. bei der Freiburger Gemeinde. Bei meinem Dienstbeginn vor vierzig Jahren hätte ich mich wohl gewundert darüber, wenn ich gewusst hätte, was mir so viel später bei der Verabschiedung wichtig sein würde. Ich habe der Gemeinde gesagt: „Wir werden im November in der Kirchenzeitung das Thema haben: *Wir suchen – gemeinsam*. So habe ich es empfunden, dass wir hier gemeinsam suchen, nach Gott, nach Wegen. Nicht dass ich der bin, der immer alles wissen muss, erst recht nicht, dass ich der Lastesel bin, der die anderen immer ziehen muss, überhaupt nicht.“

Im Rückblick auf meine aktive Zeit darf ich sagen, dass ich gar nichts verloren habe dadurch, dass ich das Selbstverständnis aufgegeben habe, etwas Besonderes zu sein. Ich freue mich, dass ich in Predigten, Gesprächskreisen und bei anderen Gelegenheiten meine theologischen Kompetenzen einbringen durfte, ich freue mich auch, dass ich als Priester im Lauf der Zeit mehrere Gemeinden leiten und für viele Menschen Seelsorger sein durfte. Ich bin respektiert worden auch ohne die Einbildung, einer höheren Sorte Mensch anzugehören.

Stattdessen hat mich die Erkenntnis entlastet, dass es ja die Gemeinde ist, die ihre Beziehung zu Gott sucht, die entscheidet, wie sie diese Beziehung lebt, die Wege sucht, nach Gottes Wort zu leben im Umgang miteinander und im Engagement für die Benachteiligten. Ich bin ein Teil dieser Gemeinde und darf mich mit meinen persönlichen Fähigkeiten einbringen. Solange ich Gemeindeleiter war, durfte ich auch helfen, diese Suche zu strukturieren. Es muss aber eine ehrliche gemeinsame Suche sein, „ergebnis-offen“, wie das derzeitige Modewort sagt – wenn ich versucht hätte, das Ergebnis vorzugeben, wäre sie gescheitert. Suchen müssen und dürfen wir gemeinsam – und uns überraschen lassen von dem, was wir finden. Gott sei Dank! ■



Gemeinsam auf der Suche

VON GEORG SPINDLER

Was gibt es denn noch zu suchen?

IST NICHT SCHON ALLES GEFUNDEN und abgesichert? Was war nicht alles nötig, um diese Sicherheiten zu erreichen! Von Anfang an tauchten Lehren auf, die das Evangelium verfälschen wollten, Irrlehrer wie Markion und andere Gnostiker mussten verurteilt und ausgeschlossen, Arius musste sein Irrtum nachgewiesen werden, Nestorius als Erzbischof der Kaiserstadt Konstantinopel vertrieben und verbannt werden, wollte er doch Maria den Titel

der Gottesmutter nicht zugestehen. Dazu wurden Konzilien einberufen und Dogmen formuliert und zu guter Letzt hieß es in solchen oder ähnlichen Worten: „Es hat dem Heiligen Geist und uns gefallen, all dies als von Gott geoffenbarte Wahrheit zu verkünden. Wenn jemand, was Gott verhüten möge, diese Wahrheit nicht annehmen will, dann sei er ausgeschlossen!“

Also, was wäre da noch zu suchen? Jetzt, da ein Gebäude der Lehre vor uns steht, wie es imposanter nicht

sein könnte? Wann hat sie eigentlich begonnen, diese Sucht nach festen Formulierungen und unumstößlichen Wahrheiten? Wann begann das Dogma zu herrschen und wann hatte die Suche aufgehört? Ab wann erschienen Autoritäten, die für sich nicht nur das Recht in Anspruch nahmen, sondern sich sogar in der Pflicht sahen, formulieren und bestimmen zu können, was Wahrheit ist und was nicht?

Die ganz frühen Christen wurden „die Leute auf dem Weg“ genannt. Jesus selber hatte die Menschen, die er in seine Nachfolge gerufen hatte, mit auf einen Weg genommen und auf diesem Weg mit Jesus wurden sie immer mehr seine Schüler. Einmal waren sie in Judäa, dann wieder in Galiläa, sogar die Grenzen zu den „Heiden“ im Libanon und in der Dekapolis überschritten sie. Gemeinsam mit Jesus waren sie immer auf dem Weg und das blieben



sie auch, nachdem ihnen Jesus in seiner irdischen Gestalt genommen wurde. Auf diesem Weg mit Jesus waren sie ohne festen Wohnsitz: einmal hier, dann wieder dort. Nirgends blieben sie lange, denn sie waren ja „auf dem Weg“.

Dieses Auf-dem-Weg-Sein möchte ich nicht nur geografisch verstehen. Die frühesten Christen hatten noch keine feste Lehre und schon gar kein fest formuliertes System. Die Erinnerung an Jesus und an die gemeinsamen Wanderungen mit ihm waren ja noch so lebendig, seine Worte und seine Taten waren in ihre Herzen eingebrannt und Jesu Geist erschloss ihnen deren Sinn. Es gab auch noch kein „Neues Testament“. Alles war fließend, und ein lebendiger Austausch miteinander half ihnen, immer tiefer in die neue Wirklichkeit des auferstandenen Christus hinein zu finden.

Es ist in der Apostelgeschichte und auch in den Apostelbriefen sehr gut zu beobachten, wie sehr die frühen Gemeinden gemeinsam auf der Suche waren. Sicher gab es schon Eckpfeiler ihres Glaubens: die Auferweckung Jesu und sein Sieg über den Tod, das neue Verhältnis des Menschen zu Gott, dem Vater; die Liebe zueinander und untereinander, der neue Umgang miteinander, die Erwartung der Wiederkunft Christi, das gemeinsame Essen und Trinken, in dem Jesu Gegenwart erfahren wurde, das neue Menschenbild...

Warum konnte das nicht so bleiben?

Musste das junge Christentum sich wirklich so sehr gegen andere

Sichtweisen wehren, dass es sich im Lauf der nächsten Jahrhunderte immer mehr in eine Art Festung verwandelte, vor allem, seit Kaiser Theodosios I. es um das Jahr 381 zur Staatsreligion erhob? Über alles wurde in der Folgezeit gestritten. Das richtige Verhältnis zwischen dem Vater, dem Sohn und dem Geist in der einen Gottheit musste klar formuliert werden, dann die zwei Naturen in dem einen Christus. Unbedingt beantwortet werden musste die Frage, wie viele Willen Christus eigentlich habe und ob der göttliche Wille in ihm dem irdischen widerstrebe.

Um all dies wurde erbittert gerungen, Menschen wurden nicht nur verurteilt, sondern auch ihr Andenken sollte aus dem Gedächtnis der Menschen für immer getilgt werden. Sie wurden verdammt, ausgeschlossen, später sogar verbrannt oder auf andere, nicht minder grausame, Weise, ums Leben gebracht. „Wer nicht glauben will, der muss dran glauben!“ So ging es durch die gesamte Kirchengeschichte bis hin zur Definition der Papstdogmen im Jahre 1870. Vorbei war es mit der gemeinsamen Suche und dem gemeinsamen Weg. Nun galt es nur noch, gehorsam dem Hirten zu folgen. Die Kirche hatte sich auf den Weg der Gewalt begeben und kam nicht mehr herunter.

Aber nicht nur die römische Kirche fuhr sich auf dem Weg der Dogmatisierung verzweifelt fest, auch die Kirchen der Reformation machten hier munter weiter. Huldreich Zwingli konnte in Zürich seelenruhig zusehen, wie sein früherer Mitstreiter,

der Wiedertäufer Felix Manz, erst 29 Jahre alt, im Fluss Limmat ertränkt wurde, weil er den Sinn der Kindertaufe bezweifelte; Johannes Calvin ließ in Genf Michel Servet verbrennen, der das Dogma der Trinität nicht annehmen wollte, und um die rechte Gnadenlehre wurden gnadenlose Kriege geführt, die Deutschland dezimierten. Kerker und Tod um der rechten Lehre willen? Nichts konnte der Lehre Christi mehr widersprechen. Musste das so kommen oder wäre auch ein anderer Weg denkbar gewesen?

Eine Geschichte aus der Welt des Buddhismus könnte eine solche Möglichkeit eröffnen:

Eines Morgens, Buddha saß gerade inmitten seiner Schüler, trat ein Mann herein und fragte den Meister: „Gibt es Gott?“ „Ja, es gibt ihn“, antwortete Buddha.

Bald darauf kam ein anderer mit derselben Frage: „Gibt es Gott?“ „Nein“, sagte Buddha, „den gibt es nicht!“

Gegen Abend kam noch ein dritter Mann herein, der dieselbe Frage stellte: „Gibt es Gott?“ Und Buddha antwortete ihm: „Das musst du selbst entscheiden!“

„Meister, das ist absurd“, sagte darauf Ananda, einer der Schüler. „Wie kann es auf ein und dieselbe Frage drei verschiedene Antworten geben?“

„Weil es unterschiedliche Menschen sind, die suchen und Fragen stellen“, antwortete der „Erwachte“. „Ein jeder nähert sich Gott auf seine Weise: durch die Gewissheit, durch die Ablehnung oder durch den Zweifel“.

Foto: Wandern auf dem Appalachian Trail, ein 3.500 km langer Wanderweg im Osten der USA. Aus Wikimedia Commons



Sehnsucht



Francine Schwertfeger ist Mitglied der Gemeinde Hannover



Die Suche nach dem Transzendenten in der Kunst

VON FRANCINE SCHWERTFEGER

WENN MENSCHEN SICH SEHNEN, DANN MEIST nach etwas Fernem, gar Unerreichbarem. Sie suchen – oft ihr Leben lang. Sehnsucht setzt sich aus Sehnen und Suchen zusammen.

Eine ganze Epoche wie die der Romantik war von der Suche und dem Sehnen nach dem Unendlichen durchdrungen. Symbol dieser Epoche ist die „blaue Blume“ (Novalis). Sie inspirierte viele Dichter wie Joseph von Eichendorff, Adelbert von Chamisso u. a.

*Ich suche die blaue Blume,
Ich suche und finde sie nie,
Mir träumt, dass in der Blume
Mein gutes Glück mir blüh.*

*Ich wandre mit meiner Harfe
Durch Länder, Städt und Au'n,
Ob nirgends in der Runde
Die blaue Blume zu schau.*

*Ich wandre schon seit lange,
Hab lang gehofft, vertraut,
Doch ach, noch nirgends hab ich
Die blaue Blum geschaut.*

1818 von Joseph von Eichendorff, 1788-1857

Als erster verwendete Novalis (Friedrich von Hardenberg, 1772-1801) das Symbol in *Heinrich von Ofterdingen*, einem

Romanfragment um 1800. Inspiriert wurde der Dichter durch ein Gemälde seines Freundes Friedrich Schwenkenstein. Er lässt den Helden zu sich selbst sagen:

Nicht die Schätze sind es, die ein so unaussprechliches Verlangen in mir geweckt haben [...]; fern ab liegt mir alle Habsucht: aber die blaue Blume sehn' ich mich zu erblicken. Sie liegt mir unaufhörlich im Sinn, und ich kann nichts anders dichten und denken. So ist mir noch nie zu Muthe gewesen: es ist, als hätt' ich vorhin geträumt, oder ich wäre in eine andere Welt hinübergeschlummert; denn in der Welt, in der ich sonst lebte, wer hätte da sich um Blumen bekümmert, und gar von einer so seltsamen Leidenschaft für eine Blume hab' ich damals nie gehört.

Mit seiner Erzählung reagierte Novalis auf Goethes Bildungsroman *Wilhelm Meisters Lehrjahre*, worin es in einem Duett zwischen Mignon und dem Harfenspieler Augustin heißt:

*Nur wer die Sehnsucht kennt,
Weiß, was ich leide!
Allein und abgetrennt
Von aller Freude,
Seh' ich ans Firmament
Nach jener Seite.
Ach! der mich liebt und kennt,
Ist in der Weite.
Es schwindelt mir, es brennt
Mein Eingeweide.
Nur wer die Sehnsucht kennt,
Weiß, was ich leide!*

1791 von Johann Wolfgang v. Goethe, 1749-1832

Novalis soll gegenüber Ludwig Tieck über Goethes Roman geäußert haben, er sei ein „fatales und albernes Buch“, das [...] „aus Stroh und Hobelspänen [...] ein Götterbild zusammengesetzt“ habe und jede Romantik zugrunde richte.

Uns obliegt nicht das Urteil darüber. Auffällig ist jedoch, dass in dem Zeitalter der Romantik gerade in Deutschland die Lyriker eine unerreichbare Sehnsucht formulierten, die sie ruhelos machte, und zugleich bittersüßen Schmerz fühlen ließ. In *Heinrich von Ofterdingen* wird eine Sehnsucht nach dem Göttlichen impliziert. So sagt doch der Vater zu seinem Sohn Heinrich auf dessen Bemerkung, er habe wunderbarlich geträumt:

*Die Zeiten sind nicht mehr, wo zu den Träumen
göttliche Gesichte sich gesellten, und wir können
und werden es nicht begreifen, wie es jenen
auserwählten Männern, von denen die Bibel*

erzählt, zu Muthe gewesen ist. Damals muß es eine andere Beschaffenheit mit den Träumen gehabt haben, so wie mit den menschlichen Dingen.

*In dem Alter der Welt, wo wir leben,
findet der unmittelbare Verkehr mit
dem Himmel nicht mehr Statt.*

Und als der Vater dann seinen eigenen Traum von der geheimnisvollen Blume berichtet, heißt es zum Ende des 1. Kapitels:

*Mein Begleiter stand bey mir, und sagte: du hast
das Wunder der Welt gesehn. Es steht bey dir, das
glücklichste Wesen auf der Welt und noch über das ein
berühmter Mann zu werden. Nimm wohl in Acht,
was ich dir sage: wenn du am Tage Johannis gegen
Abend wieder hieher kommst, und Gott herzlich
um das Verständniß dieses Traumes bittest, so wird
dir das höchste irdische Loos zu Theil werden; dann
gieb nur acht, auf ein blaues Blümchen, was du
hier oben finden wirst, brich es ab, und überlaß
dich dann demüthig der himmlischen Führung.*

Es spiegelt sich hier das Bewusstsein, dass ohne das Göttliche – anders gesagt: das Mysterium – unser Leben schal ist; dass wir zum Glück des Göttlichen bedürfen und nach ihm im Irdischen suchen, uns ihm aber gleichsam überlassen, ihm vertrauen, uns ihm öffnen müssen, um es zu spüren – und vielleicht sogar letztendlich zu finden.

Auf der Suche nach dem Licht

Zur gleichen Zeit etwa wirkte in London der Maler William Turner (1775-1851), der als Vorläufer des Impressionismus gewertet wird und den der Zeitgenosse Cyrus Redding einen „Dichter der Malerei“ nannte. Seine Bilder zeigen eine Sehnsucht nach dem Licht, mit dem er vor

allem in seinen Spätwerken experimentierte. Er war besessen von der romantischen Liebe zur Natur, ihren Gewalten, wie Michael Kitson in seiner kleinen Biografie über Turner schrieb.

Und in Deutschland war es der fast zeitgleich geborene Caspar David Friedrich (1774-1840), der zu den bekanntesten Malern der Frühromantik zählt und in seinen Bildern Themen von Landschaft und Religion in Allegorien von Einsamkeit, Tod und Jenseitsvorstellungen zusammendachte.

Nicht zuletzt ist es auffällig, wie viele Künstler:innen der Neuzeit suchtmittelabhängig sind oder waren und früh starben. Denn auch das Wort Sucht leitet sich von Suche ab. Untrennbar wird beispielsweise Falcos letztes Lied mit seinem tragischen Tod bleiben aufgrund seiner Transzendenz: „Out of the dark, into the light“. Es lässt sich nicht nur lesen wie eine Liebes-Sehnsucht, sondern auch wie eine Ode an den Kampf mit der Droge, die ihn, dessen ruhelose „sehnende Suche“ nie gestillt werden konnte, wie bei so vielen anderen Suchtmittel-Abhängigen, dem Himmel nahe bringen soll:

*Das weiße Licht kommt näher Stück für Stück.
Will mich ergeben.
Muss ich denn sterben, um zu leben?*

Johann (Hans) Hölzel, genannt Falco, starb 1998 mit nicht mal 41 Jahren bei einem Autounfall in der Dominikanischen Republik, seiner Wahlheimat. Bei der Obduktion fand man einen Blutalkoholwert von 1,5 Promille und große Mengen an Kokain sowie etwas Marihuana. Das Lied ist sein Vermächtnis. ■

Out of the Dark

GESCHRIEBEN 1996 VON FALCO UND TORSTEN BÖRGER

ICH KRIEG' VON DIR
niemals genug
Du bist in jedem Atemzug
Alles dreht sich nur um Dich
Warum ausgerechnet ich?
Zähl' die Stunden, die Sekunden
Doch die Zeit scheint still zu steh'n
Hab' mich geschunden, gewunden
Lass mich gehen, was willst Du noch?
Willst Du meine Tage zählen?
Warum musst Du mich mit meiner
Sehnsucht quälen?
Deine Hölle brennt in mir
Du bist mein Überlebenselixier
Ich bin zerrissen

Wann kommst Du
meine Wunden küssen?
Out of the dark
Hörst Du die Stimme, die dir sagt
Into the light
I give up and close my eyes
Out of the dark
Hörst Du die Stimme, die dir sagt
Into the light
I give up and you waste
your tears to the night
Ich bin bereit, denn es ist Zeit
für unser'n Pakt über die Ewigkeit
Du bist schon da, ganz nah
Ich kann Dich spür'n
Lass mich verführ'n

Lass mich entführ'n
Heute Nacht zum letzten Mal
Ergeben Deiner Macht
Reich mir die Hand, mein Leben
Nenn mir den Preis
Ich schenk' Dir gestern,
heut' und morgen
Dann schließt sich der Kreis
Kein Weg zurück
Das weiße Licht kommt näher,
Stück für Stück
Will mich ergeben
Muss ich denn sterben, um zu leben?
Out of the dark
Hörst Du die Stimme, die dir sagt
Into the light
I give up and close my eyes
Out of the dark
Hörst Du die Stimme, die dir sagt
Into the light
I give up and you waste
your tears to the night ■

Hintergrundfoto: John Grantham



Schatzsuche



Jutta Respondek
ist Mitglied der
Gemeinde Bonn

VON JUTTA RESPONDEK

Mit dem Himmelreich ist es wie mit einem Schatz, der in einem Acker vergraben war. Ein Mann entdeckte ihn, grub ihn aber wieder ein. Und in seiner Freude verkaufte er alles, was er besaß, und kaufte den Acker. Auch ist es mit dem Himmelreich wie mit einem Kaufmann, der schöne Perlen suchte. Als er eine besonders wertvolle Perle fand, verkaufte er alles, was er besaß, und kaufte sie.

Mt 13,44-46

DIE BEIDEN MÄNNER IN DIESEN beiden Kurzgleichnissen vom Schatz im Acker und von den Perlen haben eines gemeinsam: Sie setzen alles daran, den Schatz zu erwerben, den sie – der eine vielleicht zufällig, der andere nach langer Suche – gefunden haben. Ihr ganzes Hab und Gut setzen sie ein, um in seinen Besitz zu gelangen, so viel bedeutet ihnen dieser kostbare Fund. Dabei sind sie Einzelkämpfer. Jeder agiert für sich allein und will den Schatz für sich persönlich. Ob sich die Mühe lohnte und ob sie, jeder für sich, glücklich geworden sind mit ihrem Erwerb, sei dahingestellt. Das Gleichnis führt uns lediglich vor Augen, wie groß der Wert und wie hoch der notwendige Einsatz ist für das, was es zu erlangen gilt.

Beim Stichwort „suchen“ und dem obigen Bibeltext vom vergrabenen Schatz und der wertvollen Perle kommen mir frühere Kindergeburts-tagfeiern in den Sinn. Ein beliebtes gemeinschaftliches Event war für unsere Kinder die Schatzsuche im Wald. Ich denke, auch heute noch lassen sich Kinder von einem solchen Unternehmen begeistern, denn ein verborgener Schatz birgt einen besonderen Reiz, und die Suche danach ist ein Abenteuer. Da gilt es, sich

gemeinsam auf den Weg zu machen, mit vereinten Kräften und Ideen kleine Aufgaben zu lösen, gemeinschaftlich Herausforderungen zu meistern, um schließlich die gut versteckte Schatzkiste zu finden, die für alle eine kleine Kostbarkeit bereithält. Neben Spaß und Spannung erfahren die Kinder: Sich gemeinsam einzusetzen, sich zu beraten, zu unterstützen und zu ergänzen, führt zum Ziel.

Auch wenn es nicht um versteckte Schätze geht, auf der Suche sind wir unser Leben lang. Wir suchen einen Studienplatz oder eine Lehrstelle, einen geeigneten Job, eine passende Wohnung, eine Freundin oder einen Lebenspartner, gute Ärzte und Ärztinnen, einen Pflege- oder einen Kindergartenplatz, eine Gemeinde, in der wir uns wohlfühlen und die uns Heimat gibt, zuverlässige Handwerker, neue Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen, gut ausgebildete Fachkräfte usw. usw.

Darüber hinaus suchen wir Liebe, Freundschaft und Anerkennung, wir suchen Erfolg, Unabhängigkeit, Wohlstand und Sicherheit, wir sind auf der Suche nach Auskünften und Informationen, nach Ideen, Anregungen und Unterstützung, und wir suchen Ruhe und Erholung, Trost und Halt, Orientierung, Antworten

auf unsere Fragen, Auswege aus verfahrenen Situationen, Lösung von Problemen, Vergebung und Versöhnung, Recht und Gerechtigkeit.

Bei all dem brauchen wir unsere Mitmenschen. Wir sind soziale Wesen und keiner kann für sich allein bestehen, im kleinen persönlichen Leben nicht und erst recht nicht in großen Zusammenhängen. Vieles geht nur gemeinschaftlich, mit vereinten Kräften: Denken wir an die Scharen von Helfern und Helferinnen, die nach Überlebenden und Todesopfern in Katastrophengebieten suchen, an die Regierungen, die in oft mühsamen und zähen Verhandlungen um Lösungen in nationalen und globalen Konflikten und um Auswege angesichts der Klimakrise ringen. Überall und Tag für Tag sind Menschen auf der Suche: Geflüchtete und Vertriebene auf der Suche nach Sicherheit und neuer Heimat, Kriegsparteien auf der Suche nach Verbündeten und Unterstützung gegenüber ihrem Gegner, Missbrauchsoffer auf der Suche nach Anerkennung und Bewältigung ihres Leids, Kirchen auf der Suche nach neuen zeitgemäßen Wegen...

Neben all dem weltlichen und alltäglichen Suchen und Ringen steckt tief in uns noch eine andere Suche, die eigentliche, große, oftmals vergessene Frage nach dem Woher und Wohin und Wozu. Die Ahnung von einem Schatz, der größer ist als alles, was wir im Leben erreichen können. Wir sind Suchende und Fragende, ob gezielt oder unbewusst, ob allein oder gemeinsam. Irgendwo, irgendwie suchen und sehnen sich alle Menschen nach Frieden und ein bisschen Glück. Nach Lebenssinn. Nach Heil und Segen. Nach dem Himmelreich. Nach Gott. Nach einem, der alles in seinen Händen hält und zu einem

Ziel führt. Den wir nicht greifen und erfassen können, der unsichtbar und verborgen ist wie ein Schatz im Acker, von dem wir glauben oder zumindest hoffen, dass es ihn gibt, nach dem zu suchen die Mühe lohnt. Mit Mitstreitern an der Seite sucht es sich leichter, und das „Himmelreich“, wie wir das nennen, was es letztlich zu finden gilt, ist für alle da.

In diesem Zusammenhang fällt mir eine Geschichte ein, die vor einigen Monaten am Ende einer Sonntagspredigt in unserer Gemeinde St. Cyprian in Bonn erwähnt wurde. Thema war das eingangs zitierte Evangelium vom Schatz im Acker und von den Perlen. Bei der in der Predigt nur kurz zusammengefassten Geschichte handelte es sich, wie ich nach einigen Recherchen herausfand, um ein moldauesches Märchen mit der Überschrift: „Der väterliche Schatz“. Das Besondere an dieser Geschichte ist, dass die drei Söhne nach dem Tod des Vaters ihre bisherige Trägheit überwinden und sich zusammentun, um mit vereinten Kräften nach dem väterlichen Schatz zu graben, und dass sie einen ganz anderen Gewinn daraus erzielen, als sie sich erhofften. Eine Geschichte, die in vielerlei Hinsicht zum Nachdenken anregt:

Der väterliche Schatz

ES WAR EINMAL EIN VATER, der hatte drei Söhne. Der Vater war ein guter Bauer und ein arbeitsamer Mann, nie legte er die Hände in den Schoß. Unermüdlich arbeitete er vom frühen Morgen bis zum späten Abend, er konnte alle Arbeiten verrichten. Er hatte gesunde, stattliche und kräftige Söhne – doch sie waren alle drei Taugenichtse!

Der Vater arbeitete auf dem Felde und im Garten, er arbeitete in Haus und Hof, während die Söhne im Schatten der Bäume herumlungerten oder im Dnjestr Fische fingen.

„Warum arbeitet ihr nicht? Warum helfst ihr dem Vater nicht?“ fragten die Nachbarn. „Warum sollten wir?“, fragten die Söhne. „Der Vater schafft es allein.“

So ging ein Jahr nach dem anderen herum. Die Söhne wuchsen heran und der Vater wurde alt. Es fehlte ihm die Kraft, wie früher zu arbeiten. Der Garten, der das Haus umgab, verödete

und Unkraut überwucherte das Feld. Die Jünglinge sahen es, doch keiner machte sich an die Arbeit.

„Warum lungert ihr nur so herum, warum macht ihr euch nicht an die Arbeit?“, sprach der Vater. „In jüngeren Jahren habe ich getan, was zu tun war, jetzt ist die Reihe an euch.“

„Wir werden noch genug arbeiten“, erwiderten die Söhne.

Dass seine Söhne solche Taugenichtse waren, betrückte den Alten so, dass er krank wurde und das Bett hüten musste. Die Familie verarmte. Der Garten verwilderte; Nesseln und Disteln wuchsen so üppig, dass die Hütte dahinter verschwand. Eines Tages rief der Vater seine Söhne zu sich und sprach: „Liebe Söhne, meine Stunde ist gekommen. Wie werdet ihr ohne mich fertig werden? Ihr habt die Arbeit stets gescheut, ihr versteht es nicht, sie anzufassen.“

Das tat den Söhnen im Herzen weh, und sie weinten. „Sage uns noch ein letztes Wort, Vater, gib uns einen Rat!“, bat der älteste Sohn. „Nun gut“, sprach der Vater. „Ich will euch ein Geheimnis verraten. Wie ihr wisst, haben wir, eure verstorbene Mutter und ich, ohne Rast und Ruh gearbeitet. Im Laufe langer Jahre haben wir für euch einen Schatz zusammengetragen: ein Töpfchen voll Goldmünzen. Ich habe dieses in der Nähe des Hauses vergraben, ich kann mich aber nicht erinnern, an welcher Stelle. Wenn ihr den Schatz findet, leidet ihr keine Not.“

Der Vater nahm Abschied von seinen Söhnen und starb. Die Söhne trugen ihn zu Grabe und betrauernten ihn sehr. Dann sagte der älteste von ihnen: „Wir sind in bedrängter Lage, Brüder; wir haben keine Kopeke, nicht einmal Brot können wir uns kaufen. Gehen wir auf die Suche nach dem Töpfchen mit Goldmünzen, von dem unser Vater erzählt hat!“

Die Brüder nahmen Spaten zur Hand und gingen auf die Suche. Sie wühlten und gruben in der Erde, so dass rings um das Haus Löcher und Gruben entstanden, doch das Töpfchen mit den Goldmünzen fanden sie nicht.

Da sprach der mittlere Bruder: „Wenn wir so weitermachen, werden wir nie den Schatz finden. Lasst uns rings um das Haus den Boden

umgraben.“ Die Brüder gingen darauf ein, nahmen wieder Spaten zur Hand und gruben den Boden um. Das Töpfchen mit den Goldmünzen fanden sie jedoch nicht.

„Wie wäre es, wenn wir die Erde nochmals umgraben würden“, sagte der jüngste der Brüder, „jedoch tiefer als vorher. Sicher hat unser Vater das Töpfchen in großer Tiefe vergraben.“ Auch darauf gingen die Brüder ein, denn sie wünschten sich sehr, den Schatz zu finden. Wieder machten sie sich an die Arbeit. Der älteste Bruder grub und plötzlich stieß sein Spaten auf etwas Großes, Hartes. Sein Herz schlug höher, voller Freude rief er aus: „Kommt her, ich habe den väterlichen Schatz gefunden!“

Die Brüder liefen herbei und halfen ihm. Mit großer Mühe gruben sie dieses Etwas aus – es war jedoch kein Töpfchen mit Goldmünzen, sondern nur ein großer, schwerer Stein. Sie ärgerten sich sehr und sprachen: „Was machen wir mit diesem Stein? Wir werden ihn doch nicht hier liegen lassen? Wir wollen ihn wegtragen und in den Graben werfen!“

Das taten sie auch. Sie brachten den Stein weg und gruben weiter die Erde um. Sie arbeiteten den ganzen Tag, es kam ihnen gar nicht in den Sinn auszuruhen und zu essen. Der lockere Boden schien zu atmen. Doch das Töpfchen mit den Goldmünzen fanden sie nicht. „Da wir den Boden schon umgegraben haben“, sagte der älteste Bruder, „sollten wir ihn nicht unbebaut lassen. Lasst uns Reben pflanzen!“

„Gut, pflanzen wir Reben“, sagten die Brüder. „Unsere Arbeit soll nicht umsonst gewesen sein!“

Sie pflanzten Reben und bearbeiteten den Weingarten gut. Die Reben gediehen, sie verzweigten sich, und im Herbst reiften an ihnen süße, saftige Trauben. Die Brüder hatten eine gute Ernte. Sie behielten für sich, was sie brauchten, den Rest verkauften sie. Da sprach der älteste Bruder: „Wir haben unseren Boden nicht umsonst umgegraben, denn wir haben in ihm den Schatz gefunden, von dem unser Vater auf dem Sterbebett gesprochen hat.“

Moldauesches Märchen



Gemeinsam auf dem Weg

VON GEORG SPINDLER

DIE BEIDEN JÜNGER JESU AUF DEM WEG NACH Emmaus waren traurig und verstört, schließlich hatten sie alles verloren, woran sie ihr Herz gehängt hatten. Alle ihre Hoffnung war ihnen genommen, denn der, auf den sie ihr Leben ausgerichtet hatten, war umgebracht worden. Sie hatten alles verloren und sie wussten nicht mehr weiter. Sie suchten nach einer Antwort und fanden keine. Einander aber haben sie trotz allem nicht aufgegeben. So blieben sie auf dem Weg und auch im Gespräch miteinander und versuchten, all dieses Schwere zu verstehen. Allein kamen sie zu keinem Ergebnis. Durch ihr Zusammenbleiben aber gaben sie Jesus die Möglichkeit, mit ihnen zu sein. Ich glaube fest, dass uns in einem Menschen wirklich Christus und durch ihn Gott begegnen kann. So kann in einem Menschen Christus aufscheinen.

Warum haben die Jünger auf ihrem Weg nach Emmaus Jesus eigentlich so lange nicht erkannt? Kinder fragen das, wenn man ihnen diese Geschichte erzählt. Sie haben doch jahrelang mit ihm gelebt, haben seine Stimme gehört, haben ihn angeschaut, haben mit ihm gegessen und getrunken. Und jetzt geht er da neben ihnen und mit ihnen und sie erkennen ihn nicht. Warum nur?

Was heißt „erkennen“ überhaupt? Wann erkennen wir einen Menschen? Geht es uns nicht auch oft genau wie diesen Jüngern auf dem Weg nach Emmaus? Wir gehen neben einem Menschen her, wir leben mit ihm und sind doch „wie mit Blindheit geschlagen“. Muss nicht erst unser Herz „aufgegangen“ sein, um den Menschen an unserer Seite richtig sehen und in seinem Wesen erkennen zu können? Dieses „Erkennen“ kann aber nur von jener Quelle aller Liebe geschenkt werden, die wir „Gott“ nennen.

Jetzt ist endlich Emmaus erreicht und sie bitten den immer noch Unbekannten, bei ihnen zu bleiben. Und da

geschieht es nun, beim gemeinsamen Essen und Trinken: Ihre Augen und ihre Herzen gehen auf und sie „erkennen“ ihn. Wo Menschen auf der Suche und gemeinsam auf dem Weg sind, da geben sie Gott die Chance, ihnen zu begegnen und sie zu verwandeln.

Warum haben sie Jesus nicht gleich erkannt, diese beiden Jünger, als sie mit ihm und miteinander auf dem Weg und auf der Suche nach einer Antwort waren? Konnten sie sich nicht vorstellen, Jesus hätte doch Recht gehabt, als er zu ihnen von seiner Auferstehung sprach? Warum haben sie ausgeschlossen, er könnte tatsächlich auferstanden sein? Was hatte Jesus so verändert?

Liegt es vielleicht daran, dass er in der Zwischenzeit durch den Tod hindurchgegangen war? Auch wir verändern uns ja, wenn wir durch Schweres hindurchgehen und Erfahrungen machen müssen, die unser ganzes bisheriges Leben umstürzen und umbrechen. Es ist ein gewaltiger Irrtum zu meinen, Auferstehung wäre ohne vorhergehendes Sterben zu haben. Es ist nicht der abgeklärte und erleuchtete Buddha, sondern der getötete und auf schreckliche Weise zu Tode gequälte Jesus, der ihnen nun als der Auferstandene begegnet. Jesus hat nicht nur so getan „als ob“, er hat den Tod nicht gespielt, er hat nicht nur geschlafen, er war auch nicht nur scheintot. Er war keiner von denen, die trügerische und schnelle Umleitungen versprechen, wie so manche Lehrer der „neuen Esoterik“, wo alles Schwere ausgeblendet wird und das Leben so „easy“, so leicht und so problemlos zu funktionieren hat wie nur irgend möglich. Die Suche und das Unterwegssein bleiben uns nicht erspart, sind sie doch die Voraussetzungen dafür, ihn erkennen und ihm begegnen zu können.

„Brannte nicht das Herz in unserer Brust, als wir mit ihm unterwegs waren...?“

Foto: PxHere

Wegweiser einer Achtjährigen

VON BARBARA SPINDLER

WIR GROSSEN LEUTE suchen so vieles, und es ist sicher effektiver, gemeinsam zu suchen. Was suchen wir? Beim Thema der aktuellen Ausgabe kam mir ein Bild in den Sinn, das uns ein achtjähriges Mädchen geschenkt hat.

Der Regenbogen ist der Aufgang zu Gott und Jesus zeigt uns den Weg.

Der Tod Jesu ist traurig, aber es ist auch schön, weil er auferstanden ist. Wenn wir „heilig“ werden möchten, dann sollten wir auf Jesus hören.

*...der nehme sein Kreuz auf sich
und folge mir nach...
Mt 16,24*



Bei allem Suchen den Blick auf Gott nicht vergessen, das ist die Botschaft dieses Bildes für mich.

Die Ideen des Alt-Katholizismus – Ursprünge und Grundlagen

Ein sehr kurzer Abriss der Kirchengeschichte

VON CHRISTIAN WEBER

DAS VERHÄLTNIS VON Christenmenschen zur Obrigkeit ist eine sich über zwei Jahrtausende entwickelnde Geschichte mit Auf und Abs. Jesus sandte seine Apostel und Apostelinnen (die gab es sicher auch) aus,

was er heute ist: ein absolutistischer Fürst über die gesamte römische Weltkirche. Erst ab 1929 existiert der Vatikan weltlich abgesichert als kleinster selbständiger Staat der Erde.

Vor allem im *Heiligen Römischen Reich deutscher Nation* regte



Eine Eucharistiefeier der frühen Christen in einem Privathaus in Rom, wie man sie sich im 19. Jahrhundert vorgestellt hat. Kirche war noch das, was Jesus darüber gesagt hatte. Die Szene ist natürlich nachgestellt und auf Foto festgehalten worden

um seine frohe Botschaft unter die Völker der Erde, nicht nur unter das jüdische, zu bringen. Kirche war anfangs nur der Bund der Glaubenden. Man traf sich in der Verfolungszeit im alten Rom heimlich in Privathäusern. Gutsituierte luden andere, oft auch Arme, zum gemeinsamen Abendmahl ein.

Durch die Anerkennung des Christentums als einer Religion neben anderen Religionen und Kulturen im Römischen Reich konnte man sich, trotz mancher Rückschläge, schon freier betätigen. Dann wurde es Staatsreligion, und zu Beginn regierte der Kaiser die Kirchenorganisation. Der Bischof von Rom wurde schließlich über etliche Zwischenschritte zu dem,

sich immer wieder der Unmut des katholischen Kirchenvolkes über Geldleistungen, Vorgaben allerlei Art nach römischem Geschmack und einen Klerus am römischen Gängelband. Der große Höhepunkt des Widerstandes in Deutschland war die Reformationsbewegung. Einige deutsche Fürsten stützten die Abkehr von Rom militärisch und bereicherten sich nebenbei am säkularisierten Kirchengut in ihren Territorien. Luther begann die Kirche zu demokratisieren, ging aber nicht so weit wie der als „Schwärmer“ geschmähte Müntzer, der mit den Bauern die alte Machtordnung gleich ganz aus den Angeln heben wollte. Später wollten auch katholische Fürsten, wie z. B.

in Bayern, den Einfluss Roms eindämmen. Bis zur Aufklärung, die von Frankreich ausging, und Napoleons Siegeszug blieb die alte Ordnung weitgehend stabil.

Dann brach vieles in Deutschland zusammen oder wurde offen in Frage gestellt. Das kämpfende Volk, vor allem das in Preußen gemeinsam mit den Verbündeten, schöpfte Hoffnung auf einen Demokratisierungsprozess. Diese Hoffnung erfüllte sich leider nicht. Die deutsche Kleinstaatelei setzte sich fort und der Traum von einem einigen freien Vaterland kulminierte in der bürgerlichen Revolution von 1848/49. Fortschrittliche Kräfte in den christlichen Konfessionen wollten die Demokratie aktiv mitgestalten. Als in Preußen der Königsthron wackelte, machte man von königlicher Seite zahlreiche Versprechungen, die alle gebrochen wurden.

Inzwischen kam hauptsächlich von England her der technische Fortschritt auch nach Deutschland. Der bisherige Agrarstaat, vom Adel dominiert, wurde durch eine aufstrebende Industrie erweitert. Das Bürgertum wollte die Privilegien der Adels herrschaft abschaffen, wenn auch etwas halbherzig. Die wirtschaftliche Macht ging stark auf die neue bürgerliche Klasse über, hatte aber auch zur Folge, dass die Arbeiterschaft auf Kosten der Bauernschaft beträchtlich wuchs. Revolutionäre sozialistische Ideen wurden geboren und erfassten vor allem die städtische Bevölkerung. Die traditionellen Bindungen an das Christentum lockerten sich. Die Entwicklung von Naturwissenschaften und die neuen Möglichkeiten des Verkehrs miteinander schwächten den kirchlichen Einfluss. Dann kam es zur „Einigung von oben“ durch die Siege in den sogenannten Reichseinigungskriegen 1864, 1866 und 1870.

Der damals regierende Papst Pius IX. saß in Rom und ängstigte sich immer mehr ob seiner schwindenden Macht. Schon 1864 erschien der berühmt-berüchtigte „Syllabus“, der die Katholik:innen dazu aufforderte, alle gefährlichen Neuerungen abzulehnen. Im deutschsprachigen Raum wurde immer mehr Kritik laut, vor allem durch Historiker und Theologen vorgetragen. Wortführer war Ignaz von Döllinger, ein



Christian Weber ist Historiker und Mitglied der Gemeinde Berlin



sehr einflussreicher Theologe aus München. Der Gipfel der Konfrontation war dann mit den päpstlichen Beschlüssen auf dem 1. Vatikanum 1870 erreicht.

Die italienische Einigungsbe-
wegung war dem noch existierenden
Kirchenstaat auf den Pelz gerückt
und nutzte den Rückzug der franzö-
sischen Schutztruppen, um ihn voll-
ständig einzunehmen. Rom wurde
Hauptstadt des neuen italienischen
Staates. Pius IX. wurde der „Gefan-
gene von Rom“. Damals meinte er,
die Existenz der katholischen Kirche
sei untrennbar an die Existenz eines
Kirchenstaates gebunden. Der Bruch
der Alt-Katholiken mit der römischen
Kirche wurde in einem Schreiben
an das preußische Staatsministerium

Auflehnung im Gefolge der Dogma-
tisierungen der päpstlichen Macht
führte zu einem Beharren auf den
guten alten katholischen Traditio-
nen. Das unterscheidet bis heute die
Alt-Katholiken von den Protestanten.
Deren Traditionsgeschichte beginnt
wesentlich mit der Reformation. Ver-
bindend sind auf der anderen Seite die
Bibel und deren historisch-kritische
Auslegung. Viele Anpassungen an
die moderne Welt (Abschaffung des
Pflichtzölibates, Frauenordination bis
zum Amt einer Bischöfin, demokra-
tische Gemeinde- und Bistumsstruk-
turen usw.) wurden sowohl in der
alt-katholischen als auch den evangeli-
schen Kirchen in Deutschland Schritt
für Schritt eingeführt. Theologisch
gibt es Gemeinsamkeiten und Unter-

den treuen Katholiken
*bedient. Mit viel mehr Recht
kann man die Altkatholiken
Neuprotestanten nennen.*

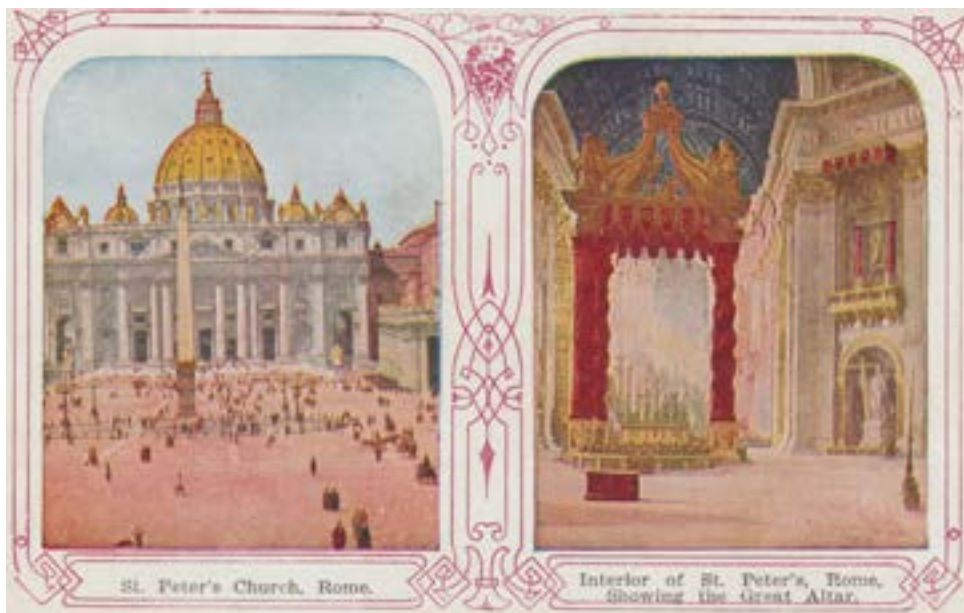
In dem Büchlein ist vorn ein Merkzet-
tel eingeklebt mit der Warnung:

*Lies niemals eine Schrift,
die dem Glauben oder den
christlichen Sitten widerstreitet.*

Die Diktion ist klar!

Im alten Brockhaus-Lexikon
zehn Jahre früher wird der Alt-Kath-
olizismus dagegen sachlich-neutraler
beschrieben. Er sei eine Richtung
innerhalb der katholischen Kirche.
Dann geht der Eintrag auf das spal-
tende Vatikanische Konzil und die
einzelnen darauf folgenden Entwick-
lungsschritte ein. Hervorgehoben ist
die Wahl von Professor Reinkens aus
Breslau zum ersten Bischof 1873. Die
baldigen Fortschritte bei der Etablie-
rung von eigenen Gemeinden werden
dargestellt. 1891 gab es in Deutschland
100 Gemeinden mit 34.800 Seelen
(gezählt wurden nur die erwachsenen
Männer!) und 51 Priestern. Als Errun-
genschaften werden genannt: „Die
Missbräuche im Kultus wurden abge-
schafft, namentlich die Auswüchse des
Ablasswesens, der Heiligenverehrung,
der Skapuliere, der Ohrenbeichte, der
Prozessionen und Fastengebote; auch
die Messstipendien und Stolgebühren
wurden beseitigt, die Wahl der Pfarrer
durch die Gemeinden eingeführt und
Priesterehe gestattet. Der Alt-Katholi-
zismus knüpfte Beziehungen mit allen
bischöflichen Kirchen an, die sich frei
von Rom gemacht haben.“

Wir sehen, dass in kürzester Zeit
große Veränderungen durchgesetzt
wurden, die bis heute gelten und sogar
um einiges bereichert wurden. Eine
demokratisch verfasste Kirche auf
dem Weg, die Raum für alle Mitglie-
der und Gäste bietet, die Traditionen
schätzen, Spiritualität leben, moderne
Menschen sind – ohne sich dem Zeit-
geist zu unterwerfen. Zugegeben: Wir
sind eine zahlenmäßig kleine Kirche
mit relativ ungleicher örtlicher Ver-
teilung. Meine Gemeinde Berlin mit
Brandenburg und Mecklenburg-Vor-
pommern ist da sicher ein Extremfall.
Da muss man schon oft allein bleiben,
hat nicht immer die Gelegenheit zur



Der Kirchenstaat, der bis 1870 bestand, mit seinem Zentrum: dem Vatikan in Rom

1873 emotional stark gefärbt so
beschrieben:

*Die altkatholische Bewegung
wurde zunächst hervorgerufen
durch den Aufschrei des
Gewissens, welches sich empörte
bei dem freveln Beginnen,
als göttliche Offenbarung zu
verkünden, dass der römische
Papst unfehlbar und der einzige
wahre Bischof der Welt sei.*

Katholik:in zu sein, ist manchmal nicht einfach

Damals wie heute gab und gibt
es viele Katholik:innen, die mit
ihrer Kirche unzufrieden sind. Die

schiede, auf die ich hier nicht ein-
gehen kann. Alt-Katholiken nennen
wir uns, weil die römische Kirche aus
unserer Sicht „Neuerungen“ einge-
führt hat, die nicht mit den gewachse-
nen Traditionen übereinstimmen.

Ein Jesuitenpater schrieb in sei-
nem *Modernen ABC für Katholiken*
von 1902 über uns Folgendes:

*Die Altkatholiken sind weder
Katholiken, noch sind sie alt.
Sie haben sich selber ihren
Namen beigelegt und nannten
die Mitglieder der katholischen
Kirche Neukatholiken. Außer
ihnen hat aber kaum einer
sich dieses Namens gegenüber*



Teilnahme an der Eucharistiefeier. Allerdings gibt es seit der Corona-Zeit einen sonntäglichen Live-Kurzgottesdienst über *YouTube*. So habe ich Anfang 2022 die alt-katholische Kirche kennengelernt. Als evangelisch Getaufte war ich seit 2006 regelmäßig Gast bei römisch-katholischen Exerzitien und Veranstaltungen. Ich konnte mir aber nie vorstellen, dort Mitglied mit allen Konsequenzen zu werden. So war ich frei darin, meinem Herzen und meinem Verstand folgend, Alt-Katholik zu werden.

Anfang und Ausblick

Das war der erste Artikel einer ganzen Reihe zu den Anfängen der alt-katholischen Kirche. Sie wissen ja, dass ohne ein Wissen um die eigenen Wurzeln und Traditionen, der

Markenkern leicht zur Verwässerung neigt. 1874 wurde hier in der deutschen Hauptstadt eine Gemeinde gegründet. Andere, vor allem im Westen, Südwesten und Süden, waren früher da. Als Historiker habe ich in den Staatsbibliotheken von München und Berlin in alten Büchern und Zeitungen nachgelesen, wie das damals so war. Um die aufregende Situation im jungen Kaiserreich mit einsetzendem Kulturkampf und starken konfessionellen Spannungen zu verstehen, muss man versuchen die Stimmung nachzuempfinden. Die Artikelserie will keine tiefergehenden historischen oder theologischen Darstellungen ersetzen. So kann sie auch besser Menschen ansprechen, die (noch) nicht Mitglied einer unserer alt-katholischen Gemeinden sind. ■

Ein älteres Paar liest zu Hause in den Niederlanden in der Bibel. Die Existenz des niederländischen Bistums zu Utrecht mit Sonderstellung innerhalb der römischen Kirche sollte für die Entwicklung des Alt-Katholizismus enorme Bedeutung haben

Hintergrundbild: Jesus segnet Brot und Wein, Radierung, William Ensom, London, um 1832, nach Vorbild von Carlo Dolci (1616-1648). Von graven-image.co.uk. Bearbeitet durch John Grantham

Wo mir Gott/ein Engel begegnet ist

Der dunkle Christus

VON FRANCINE SCHWERTFEGER

ES GIBT ZEITEN DER DUNKELHEIT im Leben. Dann scheint alles leer und tot zu sein. Ein Gefühl der Gottverlassenheit greift Raum. Ich möchte mit Ihnen, lieber Leser, liebe Leserin, eine innere Erfahrung teilen, die mir geholfen hat.

Ich bin zum Herzensgebet in meine Gemeinde gefahren mit dem Wunsch, wieder mehr bei mir und

bei Gott anzukommen. Nun soll man auftauchenden inneren Bildern beim Herzensgebet nicht nachgeben. Dennoch war ein Bild wichtig für mich. Es zeigte sich Christus in der Dunkelheit mit dunklem Antlitz. In diesem Moment verstand ich, dass Gott in Jesus Christus auch in der Dunkelheit bei uns ist. Nur, dass er dann schwerer zu erkennen ist.

Er reichte mir die Hostie und ich schloss daraus, dass ich öfter in dunklen Stunden zur Eucharistie gehen soll, weil auch darin Christus anwesend ist. Ich erkannte darin das Geschenk, nicht allein zu sein – und darauf auch in Zeiten der Schwermut vertrauen zu dürfen.

So habe ich erfahren, dass in innerer Dunkelheit und im Gefühl der Gottesferne gleichwohl Christus anwesend ist. In Zeiten des Dunkels ist er allerdings kaum zu erkennen, da auch er dann dunkel ist. Gleichwohl ist er immer bei uns Menschen, auch in schwerer Zeit. ■



Entgleisungen allerorten

VON GEORG SPINDLER

Römisch-katholisch...

„**J**AHRESGEDÄCHTNISAMT FÜR VERSTORBENEN Ehemann, Vater, Großvater, Bruder und Schwager Josef Obermaier mit Einschluss sämtlicher verstorbener Verwandter und des Firmpaten Alois Gschwendtner...“ So steht es (natürlich mit anderen Namen) im Gottesdienstanzeiger einer römisch-katholischen Pfarrei in den bayerischen Voralpen. Dem folgen noch weitere ganz ähnliche Messintentionen, die natürlich alle hatten bezahlt werden müssen. Der Gottesdienstplan war voll davon. Sagt Jesus nicht: „Tut dies zu meinem Gedächtnis?“

Aus Interesse besuche ich die *Messfeier der Bruderschaft Christus-König* in einer Kirche der nahegelegenen Kleinstadt. Ein Priester feiert die „tridentinische Messe“, bekleidet mit einer fast durchsichtigen Spitzenalbe und einer steifen Kasel aus der Barockzeit, im Volksmund „Bassgeige“ genannt. Auf dem Kopf trägt er ein Birett, am linken Arm den Manipel. Die Liturgiesprache ist Latein, das heißt, wenn überhaupt gesprochen wird. Das Hochgebet der Messe wird nämlich still gebetet, während eine Solistin singt. Sechs junge Männer ministrieren, sie sind gekleidet in von Spitzen geschmückte Chorhemden. Kein einziges gemeinsames Gebet der Mitfeiernden gibt es, nicht einmal das Vaterunser. Was ich hier erlebe, ist eine reine Klerusliturgie. Die Predigt allerdings ist sehr ansprechend. Aber wer könnte noch das schlichte Mahl erkennen, das Jesus mit seinen Jüngern am Abend vor seinem Leiden gefeiert hatte?

Evangelisch...

Evangelisch-Lutherischer Gottesdienst am Ende der Corona-Zeit. Ich war offiziell zur Einführung des neuen Pfarrers eingeladen. Nach langer Zeit wurde das Abendmahl wieder ausgeteilt, allerdings war die Hostie in eine Plastiktüte eingeschweißt und musste, um überhaupt konsumiert werden zu können, vorher mühsam ausgepackt werden. Der Kelch wurde nicht gereicht, die Angst vor Ansteckung war anscheinend immer noch zu groß.

Nochmals lutherischer Gottesdienst in der Stadtkirche, lange vor Corona. Schöne Liturgie mit guter Predigt, dazu sang ein hervorragender Motettenchor. Dann kam das Abendmahl: „Tretet herzu, es ist alles bereit...!“ Angekündigt wurden beide Möglichkeiten, um das Blut Christi zu empfangen: Traubensaft oder Wein. Zwei Personen hatten bei der Austeilung eine Menge zu tun, um nach jedem Kommunikanten den Kelch akribisch zu reinigen und dann gegen einen frischen auszutauschen. Es wirkte wie eine eigene Liturgie innerhalb der Liturgie. Dieses übertriebene Reinigungsritual erschien mir so abwegig und hatte etwas so Angsterfülltes an sich, dass mir die Freude verging, am Heiligen Mahl teilzunehmen. Woher nur diese Angst? Bezeichnete die Alte Kirche die Eucharistie nicht als „Arznei der Unsterblichkeit“?

Evangelischer Kirchentag in Nürnberg: Eingeladen wurde zu einem Gottesdienst der „künstlichen Intelligenz“, und der fand auch statt. Als ich davon hörte, wurde mir so richtig schlecht. Ein Gottesdienst, tatsächlich vorbereitet und gestaltet von „KI“, der Künstlichen Intelligenz? „Alexa, bitte einen Gottesdienst!“ Wo bleibt die natürliche Intelligenz? Wo bleibt der Mensch?

Orthodox...

Orthodoxer Gottesdienst in Bethlehem: In der Grotte der Geburt Christi innerhalb der Geburtskirche wird ein früher Gottesdienst gefeiert. Die Liturgiesprache ist griechisch. Außer dem Priester ist noch ein weiterer Mönch engagiert. Sieben oder acht orthodoxe Gläubige bekreuzigen und verneigen sich in einiger Entfernung. Von der Treppe her nähern sich einige Besucher, denen anscheinend entgangen war, dass während des Gottesdienstes der Zutritt zur Grotte verboten ist. Der Mönch bemerkt sie, läuft während der Hl. Liturgie zur Treppe und fragt die Eindringlinge, ob sie denn auch orthodox seien. Als sie das verneinen, werden sie von diesem Mann der Kirche kurzerhand und sehr unfreundlich hinausgewiesen. Jesu Worte

„Fellowship Cups“: erhältlich zur Feier der Kommunion auf dem lutherischen Online-Shop für Kirchenbedarf concordiasupply.com. Diese sind Einzelportionen Traubensaft mit Hostie in Einwegsbechern aus Plastik und Folie.

Immerhin „mit 100%iger Frische- und Qualitätsgarantie“, „ganz natürlich“, „ohne Austropfen“ und „recyclebar“. Mit schönem Gruß vom Layouter an die Liturgische Kommission



kommen mir in den Sinn: „Kommt alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid...!“

Nochmals orthodoxe Liturgie, diesmal in der russisch-orthodoxen Bischofskirche in München. Neben mir steht eine Frau, die sehr andächtig den Gottesdienst mitfeiert. Das lange Stehen scheint ihr aber nicht leicht zu fallen, darum setzt sie sich auf eine der Sitzgelegenheiten am Eingang, die Kranken und Alten vorbehalten sind. Dabei begeht sie einen Fehler: Sie kreuzt die Beine übereinander. Das sieht eine ältere Frau aus der Schar der Chorsängerinnen. Die verlässt den Chor, stürzt sofort auf die Frau zu und macht ihr auf sehr unhöfliche Weise klar, welchen Fehltritt sie begangen hat. Gedemütigt und verwirrt sitzt die Frau dann auf ihrer Bank, die Beine jetzt ordentlich nebeneinander ausgerichtet, und schämt sich. Die überstrenge Dame aber singt fröhlich im Chor weiter ihre Hymnen. Was stört Gott wohl mehr? Überkreuzte Beine oder liebloses Verhalten im Gottesdienst?

In Kroatien...

Eucharistiefeier: Vor dem Kircheneingang flattert die kroatische Fahne, auch den Altar schmückt das kroatische Schachbrettmuster, einst das Symbol des faschistischen Ustaša-Staates, jetzt aber kroatisches Staatswappen. Aber nicht nur das, auch das Messgewand des Priesters trägt dieses Zeichen kroatischer Identität. Was ich sehe, stimmt mich traurig und beunruhigt mich. Es erinnert an Zeiten, als sich die „Deutschen Christen“ und die Anhänger der „Katholisch-nationalkirchlichen Bewegung“ in unserer Kirche mit „Heil Hitler“ begrüßten, sogar im Gottesdienst, und das Hakenkreuz die Kirchen (verun)zierte. Warum ist die Kirche immer wieder so anfällig gegenüber dem Zeitgeist und behängt sich so gerne mit dessen Attributen?

Bei Hüten und Gewändern...

Und dann noch die Mitra: Immer wieder staune ich über ein liturgisches Requisit, das Bischöfen, Äbten und mancherorts auch Prälaten vorbehalten ist. Es handelt sich um die sogenannte „Mitra“, auch „Inful“ genannt. Am meisten aber staune ich, dass es nicht einmal der Reformation gelungen ist, sie zumindest aus ihren Reihen zu verbannen, wird sie doch auch von anglikanischen und mancherorts, so wie etwa in Schweden, auch von lutherischen Bischöfen getragen. Wozu nur dieses Zeichen der Überhöhung, das dem Evangelium so sehr widerspricht? Warum reicht nicht der Hirtenstab, warum nicht das Zeichen des Kreuzes Christi? Die Alte Kirche, auf die wir uns doch berufen, kannte all das nicht.

Ich denke, dass die Mitra das Hirtenamt des Bischofs in ein falsches Licht stellt und auch dem, der sie trägt, nicht guttut. Gute Freunde von mir wurden zu Bischöfen geweiht, zwei davon wurden Erzbischöfe der kroatischen

Küstenstadt Zadar, im Abstand allerdings von 32 Jahren. Kaum wurde den neugeweihten Bischöfen die Mitra aufgesetzt, da wurden sie gleich irgendwie zu anderen Menschen. Ich habe schon viele Bischofsweihen erlebt, darunter auch eine russisch-orthodoxe, und immer dachte ich: Wozu denn, um Gottes willen?

Die Welt jubelte, als Papst Paul VI. die Tiara ablegte und diese dreifache Krone des römischen Pontifex versteigerte. Aber ist die Mitra wirklich akzeptabler?

In der Kirche des Westens dauerte es immerhin neun volle Jahrhunderte, bis dieses liturgische Ungetüm sich durchsetzte, in den Kirchen des Ostens noch viel länger. Noch im 17. Jahrhundert wurde ein Bischof der russischen Kirche abgesetzt, weil er es gewagt hatte, eine Mitra zu tragen. Später setzte sie sich allerdings, in Form einer Krone, auch dort durch. Was meint Jesus dazu? „Wer sich selbst erhöht, der wird erniedrigt werden!“ Bischof Erwin Kräutler, einst Bischof in Amazonien, trug nach eigener Aussage



Foto: Orthodoxer Bischof mit ostkirchlicher Mitra bzw. Krone. Von Bicanski, Pixnio

nach seiner Bischofsweihe niemals mehr eine Mitra.

Auch die „Dalmatik“, das Festgewand des Diakons, ist fragwürdig. Warum sollen die Albe (das Taufkleid) und die Stola (das Zeichen des Dienstamtes) noch durch ein weiteres Gewand verdeckt werden? Ich trage seit dreißig Jahren ganz bewusst keine Dalmatik mehr.

Und bei den Alt-Katholiken?

Kriegen hier alle ihr Fett ab, nur nicht die eigene Kirche? Ist da alles in Ordnung? Ich muss ehrlich sagen, die schlimmsten Beispiele, die mir einfallen, sind aus unserem Bistum. Nur wissen, wenn ich sie ausführe, durch unsere Kleinheit viele gleich, um wen es geht. Deshalb lasse ich es lieber, denn es geht mir um die Sache, nicht darum, Menschen anzuprangern.

Kirchen Jesu Christi, ich frage euch: Was habt ihr nur aus dem Mahl und dem Dienst Jesu gemacht? ■



Panorama

Gott, du mein Gott, dich suche ich...

Wo
d
w
da deine

Hältst du
und

Wo bist
da ei
wo bist du,
in all de
wo
in Ängster

Lass deine
und meine Hoff
Bist d
im H
bleib do
als Licht

Nachtgebet

VON JUTTA RESPONDEK

A photograph of a forest path. Two large, dark tree trunks stand prominently in the foreground, their bark textured and weathered. The path is covered in gravel and fallen leaves, leading into a dense forest of green trees and foliage. The lighting is soft, suggesting a quiet, possibly early morning or late afternoon setting.

bist du, Gott, in dieser Nacht,
a meine Seele schlaflos wacht,
o bist du, Gott, in dieser Zeit,
Schöpfung klagt und schreit,
wo ist dein Heil, dein Segen,
auf unsern Menschenwegen?

die Welt noch in der Hand,
alle, die mir sind verwandt,
wirst du sie noch geleiten
ans Ende ihrer Zeiten,
gehst mit auf ihren Wegen
dem letzten Ziel entgegen?

du, Gott, in dieser Nacht,
insam meine Seele wacht,
Gott, im Wahn der Zeit,
im Unheil weit und breit,
sind wir noch geborgen
in Schmerz und Sorgen?

des Geistes leises Wehen
Erleuchtung nicht vergehen!
du mir auch verborgen
heute und im Morgen,
noch mit deinem Segen
auf dunklen Wegen!



Kassel und West-Thüringen

Gemeindeausflug nach Witzenhausen

DIE IN DER FLÄCHE GROSSE GEMEINDE KASSEL mit West-Thüringen traf sich in der Kirschenstadt Witzenhausen. Schon seit der Kolonialzeit wird in Witzenhausen die tropische Landwirtschaft erforscht. Bei einer Führung durch das Tropenhaus verband sich biologisches Wissen mit einem kritischen Blick auf die Problematiken von Monokulturen und ungerechten Handelsbeziehungen.

Im Anschluss an die Führung war Gelegenheit, die malerischen Fachwerkhäuser des Ortes zu betrachten und bei einer guten Mahlzeit miteinander ins Gespräch zu kommen. Zum Abschluss feierten wir einen Gottesdienst in der Michaelskapelle.



Zeitgemäß katholisch – reicht das?

150-jähriges Jubiläum des alt-katholischen Bistums

VON SARAH ENGELS
UND CLEMENS GRÜNEBACH

FESTLICH, AKADEMISCH, COOL. WENN MAN DREI Stichworte suchen wollte, dann würden sie alle drei zum ersten September-Wochenende in Bonn passen. Festlich, weil dies der Rahmen war, den Generalvikarin Anja Goller, Prof. Andreas Krebs und Bischof Matthias Ring dem Wochenende gaben, an dem das Katholische Bistum der Alt-Katholiken seinen 150. Geburtstag feierte. Akademisch, weil das Organisationsteam mit Prof. Julia Knop aus Erfurt, Prof. Detlef Pollack aus Münster und Prof. Jan Löffeld aus Utrecht profilierte Vertreter*innen ihres theologischen Faches gewinnen konnte. Und cool, weil das die Zuschreibung war, die die Konfession an diesem Wochenende erhalten hat.

Das Interesse der Mitglieder an diesem Wochenende war groß, lange vor Anmeldeschluss war kein Platz mehr im Bonner Universitätsclub zu bekommen.

Stichtag war der 150. Jahrestag der Bischofswahl und -weihe des ersten Bischofs Joseph Hubert Reinkens.

Cool und katholisch

Nach der kurzweiligen und geistreichen Begrüßung durch Bischof Matthias Ring machte Prof. Julia Knop mit ihrem Festvortrag den Anfang und gratulierte sinngemäß mit den im Nachgang viel zitierten Worten, die alt-katholische Kirche sei cool und ernsthaft katholisch.

Ihre These war zum einen, dass die Krise der römisch-katholischen eher in der Überdehnung des Römischen als im Katholischen begründet liegt. Zum anderen stellte

sie die Frage, ob die Krise sich nicht auch darin zeige, dass das Christentum sich rasant in Richtung Postkirchlichkeit und Postkonfessionalität entwickle und dies selbstverständlich auch Auswirkungen auf alle christlichen Kirchen habe. Zeitgemäß katholisch sein reiche wahrscheinlich in postkonfessionellen Zeiten nicht aus, um die Botschaft des Evangeliums glaubwürdig weiterzugeben.



Bischof Matthias Ring mit Nathanael Liminski, nordrhein-westfälischer Landesminister und Leiter der Staatskanzlei. Er vertrat Ministerpräsident Hendrik Wüst

Die „Implosion traditioneller institutioneller Kirchlichkeit“ sei ja in vollem Gange, so Knop, und würde durch „die mangelnde Bereitschaft und Fähigkeit auf Kirchenleitungsebene, die Krise überhaupt wahrzunehmen und zu verstehen, Verantwortung zu übernehmen und die nötigen Schritte einzuleiten“ beschleunigt; mit dramatischen Folgen auch für die kleinen Kirchen. Sie ermutigte die Mitglieder der alt-katholischen Kirche, Inseln eines lebensförderlichen Katholizismus zu schaffen und Räume zu

Clemens Grünebach ist Geistlicher im Auftrag in den Gemeinden Düsseldorf und Aachen

Sarah Engels ist seine Partnerin

eröffnen, in denen der Satz „Glaube ja, Kirche nein“ eine echte Alternative finden könne.

Und dennoch verlieren kirchliche – auch alt-katholische – Eindeutigkeiten ihre Überzeugungskraft. „Die identitären Versuchungen in Politik, Kultur und Religion sind ja bei aller realen Gefahr, die von Ihnen ausgeht, auch Indizien dafür, dass gerade das keine Zukunft mehr hat, was diese identitären Kräfte trotzig anstreben und behaupten: Eindeutigkeit, Einheitlichkeit, Einstimmigkeit. Bezogen auf den Glauben sagte Knop: „Es ist nicht mehr möglich, ein-fach, nicht mehr ein-deutig, schon gar nicht ein-dimensional möglich, christlich zu glauben!“ Ambiguitäten der Jetzt-Zeit auszuhalten sei keine Generationenfrage, sondern schlicht Notwendigkeit unserer Zeit.

Knop stimmt Tomas Halik zu, der vom Nachmittag des Christentums spricht, wenn er christentumsgeschichtliche Kipp-Punkte definiert, an denen Katholizität zum Katholizismus und die katholische Kirche zur sakral erstarrten Konfession wird. Mit Blick in die Zukunft teilt Knop auch Haliks unaufgeregten Blick nach vorne. Halik erwartet keine grundlegenden substantiellen Reformen. Die Zeit solcher Reformen sei vorbei.



Blick in den Saal

Was heute wichtig sei, sei die Suche nach einem Ort und einer Gruppe, in der man christlich wachsen kann. „Wo konfessionelle Grenzen fluide und vor allem kein Selbstzweck mehr sind.“ Es sei „in Zukunft elementar wichtig“, so Knop, „solche Räume offen zu halten, zu bespielen (...) und natürlich auch zu renovieren, weil es Glaube auch in Zukunft nicht formlos, ortlos, wahllos geben wird.“ Konfessionalität wäre in dieser Hinsicht eher ein Dialekt des Christlichen, der konkret macht, was sonst verblassen und verschwinden würde.



Prof. Dr. Andreas Krebs vom Alt-Katholischen Seminar, Bonn, mit Erzbischof Bernd Wallet

Hoffnungsvolle Präsenz als Antwort auf die Kirchen- und Glaubenskrise

Den Startschuss am zweiten Tag gab Prof. Detlef Pollack mit sieben religionssoziologischen Thesen. Er konstatierte, dass die Bindekraft insbesondere der großen christlichen Konfessionen stark abgenommen habe und nicht durch Zuwachs bei den Freikirchen oder den Alt-Katholiken kompensiert worden sei. Kirchenbindung werde auch nicht mehr innerfamiliär weitergegeben. Diese Entwicklung gehe laut Pollack nicht einher mit einer Intensivierung bei denjenigen, die ihrer Kirche treu bleiben.

Das diakonische Engagement und der politische Einsatz für Gerechtigkeit und Solidarität werde nach wie vor geschätzt, ebenso wie die Haltgebende Funktion der Kirchen.

Die Kirchenkrise gehe einher mit einer Glaubenskrise. Das heißt, die ehemals dominanten Formen des Gottesglaubens würden abgelöst, so dass die Mehrheit mittlerweile an ein höheres Wesen und nicht mehr an einen personalen Gott glaube. Diese Entwicklung wiederum werde verstärkt durch den wachsenden Grad religiöser Pluralisierung, die Hand in Hand gehe mit dem Bedeutungsrückgang der Kirchen und der Verflüssigung der Ansichten hinsichtlich Glaube, Religion und Kirche. Positiv

wirkten sich diese Entwicklungen insofern aus, als religionsfeindliche Stimmungen oder gar Übergriffe sich in Grenzen hielten.

Pollack empfiehlt aus religionssoziologischer Sicht und aufgrund diverser Umfragen und valider Untersuchungen mehr Nähe zu den Menschen und ihren Anliegen. Das heißt, im Konkreten solle der pastorale Schwerpunkt auf Seelsorge liegen. Kinder- und Jugendarbeit sei wichtig, ebenso wie die Haltung des „Redens auf Augenhöhe“. Die gesellschaftliche Relevanz würde deutlich erhöht, würde man die Schnittmengen mit nichtkirchlichen Bereichen erhöhen und mit anderen Partnern aus der Zivilgesellschaft



kooperieren. Es solle kein Engagement aus nichtchristlichen Motiven geben und alt-katholische Identitätsmarker sollten betont werden.

Prof. Jan Löffelds Blickrichtung führte zur Frage nach der Präsenz des Christentums in postkonfessioneller Zeit: Laut einer aktuellen Studie *God in Nederland* kann man nicht mehr einfach davon ausgehen, dass die Außerkirchlichen Sinnsucher*innen seien. Das Gegenteil ist der Fall. Für viele von ihnen ist ihr Leben ohne Religion und Gott okay. Alle Konfessionen müssen sich also der Frage der Ekklesiologie, der Rechtfertigung der Kirchen, stellen!

Religiöse Themen und deren gesellschaftliche Einbettung unterlägen nicht mehr der Kontrolle der Kirchen. Gleichzeitig seien sie im öffentlichen Raum z. T. sehr präsent (vgl. *The Passion* von 2023). Löffelds These lautet

Neustadt an der Weinstraße

Anglican – Old Catholic Theologians Conference 2023

VON THERESA HÜTHER UND RUTH NIENTIEDT



WAS HAT DIE KLOSTERRUINE LIMBURG IM Pfälzer Wald der weite Blick über die ganze Rheinebene mit der Anglikanischen Kirchengemeinschaft und den alt-katholischen Kirchen der Utrechter Union zu tun? Diesen Fragen ist die Anglikanisch – Alt-Katholische Theolog:innenkonferenz wortwörtlich nachgegangen.

Erst einmal: Bitte die Klosterruine Limburg in Bad Dürkheim nicht mit der Stadt Limburg verwechseln, die

daher: „Je säkularer eine Kultur, desto mehr ist das Christentum ein Narrativ, dessen man sich bedient, wenn es sich anbietet und sich das kulturelle Gedächtnis daran erinnern möchte.“ Aber dieses Narrativ sei beileibe nicht ohne Konkurrenz.

Um diesem christlichen Narrativ Kraft zu verleihen, brauche es nicht nur *Evocative Presence* als Präsenz, die beim Gegenüber etwas auslöst, nicht nur *Accompanying Presence* als aufsuchende Präsenz, etwa bei der Notfallseelsorge, und auch nicht nur *Comforting Presence*, die ein Gehalten- oder Getragensein vermittelt. Es brauche darüber hinaus eine *Hopeful Presence*, also eine im Beziehungsgeschehen vermittelte Hoffnung jenseits existentieller Bedrohung, verstanden als religiös gespeistes Verständnis von grundlegender Hoffnung. ■

an der Lahn liegt (und Sitz eines römisch-katholischen Bischofs ist, dessen Vorgänger mit teuren Umbauten Berühmtheit erlangt hat). Auf unterschiedlichen Wegen haben die Konferenz-Teilnehmenden Kloster Limburg erreicht, über eine kürzere oder längere Wanderung oder auch per Bus nach der Besichtigung der Stadt Bad Dürkheim. Auch dort lassen sich interkulturelle Erfahrungen machen, wie etwa niederländische Bischöfe, die zum ersten Mal in ihrem Leben Spaghetti-Eis gegessen haben.

Gegründet wurde das Benediktinerkloster Limburg 1025 von Konrad II. als Hauskloster der Salier. Entsprechend groß und repräsentativ war auch die Kirche des Klosters. Heute ist es eine grüne Kirche, denn in der Ruine wachsen Bäume, wo früher Säulen standen. Konrad II. starb in Utrecht. Sein Herz ist immer noch dort in der Kathedrale, bestattet ist der Rest seines Körpers aber im Speyrer Dom. Ein Jahr zuvor, 1038, fand im Kloster Limburg eine Synode statt, die eine für die ganze westliche Christenheit wichtige Entscheidung traf: Es gibt vor Weihnachten genau vier Adventssonntage. Diese Festlegung der Adventszeit verbindet Kirchen, die sich später voneinander getrennt haben, etwa die anglikanische, römisch-katholische und alt-katholische Kirche.

1869 saß der Dichter Eduard Jost an einem Abend neben der romantischen Klosterruine Limburg mit Blick über die Pfalz und schrieb seine Eindrücke in einem Gedicht nieder. Der liberale Katholik lehnte die neuen Dogmen ab und vertrat das Landauer Aktions-Komitee 1871 beim Münchener Alt-Katholiken-Kongress. Der Mitgründer der Landauer alt-katholischen Gemeinde wurde berühmt, als sein Lied 1878 vertont und schließlich als Pfälzer Hymne bei vielen Anlässen gesungen wurde. Ihm zu Ehren wurde auf der Limburg ein Denkmal gesetzt. „O Pfälzerland, wie schön bist du! O Palatinate, how beautiful you are!“, erklang hier der Refrain des Liedes von unserer Gruppe.

Dann folgte das Abendessen im Klostergarten mit Pfälzer Spezialitäten. Was bleibt, wenn von einem Pfälzer Teller das Fleisch abbestellt wird? Grumbeerstambes (Kartoffelbrei) und Sauerkraut! Was verbindet schottischen Haggis und Pfälzer Saumagen? In Schottland wird der Magen eines Schafs gefüllt, in der Pfalz der eines Schweines. Die Schott:innen geben Hafer in die Füllung, die

Pfälzer:innen Kartoffeln. Und ist Flammkuchen auch pfälzisch? Nein, aber auch elsässische Spezialitäten schmecken! Selbst der heftiger werdende Regen konnte die Stimmung nicht trüben, und als auch die Letzten ins Trockene geflohen waren, klang dort der Abend gemütlich aus.

Doch die Konferenz war mehr als der Ausflug: Die anglikanischen und alt-katholischen Kirchen sind durch die volle Kirchengemeinschaft miteinander verbunden. *Churches in Communion* sind mehr und anderes als ökumenische Beziehungen zwischen Kirchen. Und so war bei der ein oder anderen Teilnehmerin gar nicht so ganz klar, ob sie denn jetzt anglikanisch oder alt-katholisch ist. Gemeinsam feierten wir Eucharistie. Die Morgen- und Abendgebete gaben einen Einblick in die Vielfalt unserer Traditionen – und die der Mar-Thoma-Kirche!

Unsere Kirchengemeinschaft ist durch Sakramentalität getragen, durch das gemeinsame Feiern der Sakramente, aber auch durch das Verständnis von Kirche als Sakrament in einem weiteren Sinn. Was bedeutet dies für die Mission, die Sendung von Kirche? Was passiert, wenn Menschen Kirche nicht mehr als Werkzeug des Heils erfahren, etwa wegen sexueller Übergriffe von Geistlichen? Welche neuen Formen gibt es, Glauben zu leben, Menschen spirituelle Orte zu bieten – und welche Einbindung in Strukturen ist notwendig, damit dies nicht verantwortungslos geschieht? Wie können die kleinen alt-katholischen Gemeinden überhaupt missionarisch sein im Sinne einer Verkündigung des Glaubens nach außen? Wie ist diakonisches Handeln in die Mission von Kirche eingebunden, wie wird dies theologisch verstanden – und was bedeutet das praktisch, etwa in der Kirche von Schweden oder durch die Seefahrermission in Europa mit Geistlichen der Unabhängigen philippinischen Kirche für philippinische Seeleute?

Mabuhay, Iglesia Filipina Independiente!

Bericht über einen Besuch unserer philippinischen Schwesterkirche

VON FRANZ SEGBERS

ES IST EINZIGARTIG IN DER KIRCHENGESCHICHTE. Unsere philippinische Schwesterkirche, die *Iglesia Filipina Independiente* (IFI), ist die einzige Kirche weltweit, die bei der Gründung einer Gewerkschaft ausgerufen wurde. Ich konnte bei meinem Besuch auf den Philippinen an den Feierlichkeiten zur Erinnerung an diese Gründung der *Unabhängigen Philippinischen Kirche* teilnehmen. Bei einem Festgottesdienst mit zahlreichen Bischöfen und Priestern überbrachte ich die guten Wünsche unserer Kirche. Neben mir gehörten der emeritierte Bischof Heinz Lederleitner aus Wien und ein Landsmann von ihm zur Delegation.

Der Besuch fand zu einem wichtigen Zeitpunkt für unsere Schwesterkirche statt, denn wegen ihrer

In Workshops konnten wir manchen Fragen, die sich aus den theologischen Vorträgen ergeben haben, nochmal vertieft nachgehen. Die Bewahrung der Schöpfung ganz praktisch, mit unseren Händen und gleichzeitig im Gebet einüben. Die verschiedenen liturgischen und spirituellen Traditionen, unsere manchmal unterschiedliche Umgangsweise mit der Bibel genauer anschauen und miteinander diskutieren. Manche Gespräche wurden abends in der Weinstube des Klosters Neustadt weitergeführt, viele neue Kontakte geschlossen. Ein wichtiger Ort für die Begegnung von Menschen aus den verschiedenen Kirchen!

Die Teilnehmenden haben am Ende jedoch auch wichtige Rückfragen an die Konzeption und die Vorträge gestellt. Bemängelt wurden die fehlenden weiblichen Stimmen bei den Hauptvorträgen, fehlende feministische und postkoloniale Perspektiven und ein zu geringer pastoraler Bezug. Viele der oben erwähnten Fragen kamen bereits während der Konferenz aus dem Plenum und nicht von den Vortragenden. Insgesamt wurde so eine fehlende Rückbindung der oftmals schönen theologischen Theorie an die realen Herausforderungen der Welt im Ganzen und der Kirchen kritisiert.

Dies sind Denkanstöße, die in Hinblick auf die nächste *Internationale Alt-Katholische Theologische Konferenz* zentral sind, aber die auch in anderen Bereichen kirchlichen Handelns mitgedacht und eingefordert werden müssen. Dabei zeigte gerade die kritische, aber zugleich ehrliche Diskussion am Ende, dass eine echte Gemeinschaft entstanden war, in der man sich solches Feedback auch gegenseitig geben konnte. Das ist eine große Bereicherung! ■

Verteidigung der Menschenrechte ist sie starken Repressalien ausgesetzt. Bischöfe, Priester und Laien werden eingeschüchtert und unter Druck gesetzt. Sie werden als Terroristen verleumdeter. Bischof Antonio Ablon lebt seit nunmehr vier Jahren zu seinem Schutz im Exil in Deutschland. Doch die Kirche lässt sich nicht beirren. Sie setzt sich für die Rechte der Menschen, besonders der Armen und der Indigenen, ein.

Unterstützung aus Deutschland

Unser Bistum unterstützt dieses Engagement der Schwesterkirche mit zwei Kampagnen: einem Programm im Rahmen der Sternsingeraktion für Kinder in den Slums und einem Programm zur Unterstützung von Arbeitern und Arbeiterinnen in der Fastenzeit. Beide Projekte konnte ich besuchen und mit den Menschen sprechen, für die sie gemacht werden.

Das Elend, unter dem die Kinder in den Slums Manilas aufwachsen müssen, ist himmelschreiend. Die Verhältnisse in den Slums sind kaum zu beschreiben. Unser Projekt der Sternsingeraktion setzt genau dort an: Die Kinder lernen, dass sie Rechte haben. Sie sind häufig Leidtragende von Verhältnissen, die sie nicht ändern können, aber sie haben Rechte.



Dr. Franz Segbers ist emeritierter Professor für Sozialethik und ehrenamtlicher Priester in der Gemeinde Konstanz



Sie lernen, für ihre Rechte einzutreten und widerständig zu sein. Ich bewundere die Frauen, die mit den Kindern arbeiten. Es sind starke Frauen, die nicht klein begeben.

„Wie habt Ihr den Lockdown in der Pandemie erlebt?“ Auf diese Frage von mir brach eine dieser tapferen Frauen in Tränen aus. Die Regierung hatte eine der rigorosesten Lockdowns weltweit verhängt. Monatlang durfte niemand sein Haus verlassen. Zwei Jahre waren die Schulen geschlossen. Jede Familie bekam etwas Reis und eine Dose Ölsardinen. „Und dann hat ein kleiner Junge für seine Schwester die Ölsardinen getauscht gegen Milch, die das Mädchen so dringend brauchte.“ Dafür musste er dann hungern. In der Coronazeit hat die Armut im Land enorm zugenommen. Und als der Ukrainekrieg ausbrach, stieg die Inflation erneut. Da wurde mir klar: Unsere Sternsingeraktion stärkt die Solidarität und hat mit der Würde der Kinder zu tun!

Das Programm zur Unterstützung von Arbeiterinnen und Arbeitern ist unserer Schwesterkirche ein Herzensanliegen, denn es verbindet sie mit ihrer Gründungsgeschichte. Vorherrschend ist ein System der Leiharbeit zu Löhnen, von denen man nicht leben kann. So braucht eine fünfköpfige Familie ca. 1.162 Pesos (ungefähr 19 Euro) am Tag zum Leben, doch der tägliche Mindestlohn beträgt nur 570 Pesos (9,20 Euro). Kein Wunder, dass hinzuverdient werden muss. Eine Frau berichtet, dass sie für zwölf Stunden Knoblauchschälen einen Lohn von umgerechnet 1,20 Euro bekommt.

Der Export von Arbeitskräften ist zu einer Industrie geworden. Mehr als jeder zehnte Erwerbstätige ist im Ausland beschäftigt und überweist einen Teil seines Lohnes an die Familien. Auch unsere Bundesregierung wirbt um Pflegefachkräfte aus den Philippinen; pro Jahr sollen es über 600 sein. Dabei gibt es im Lande einen Mangel an Krankenschwestern, wie uns Gewerkschafterinnen in einem Krankenhaus berichteten! Pro 100.000 Einwohnern gibt es nur vier Pflegekräfte. Ist es moralisch vertretbar, wenn ein reiches Land wie Deutschland die Not in



Franz Segbers (rechts) mit dem neuen Obispo Maximo Joel Porlares

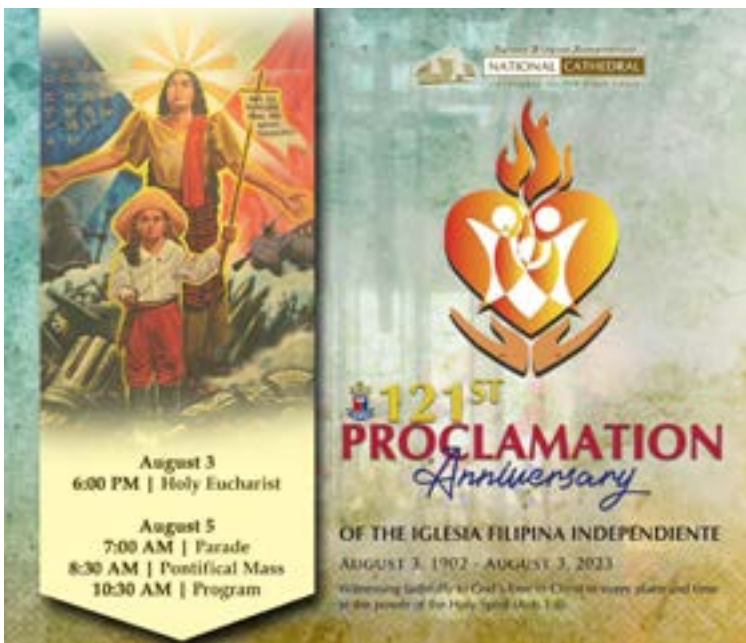
Ländern wie den Philippinen ausnutzt und Fachkräfte dort abwirbt, wo Mangel herrscht? Die Gewerkschafterinnen in diesem Krankenhaus jedenfalls lehnten diese Abwerbepolitik ab. Sie kämpfen für Gerechtigkeit und anständige Löhne in ihrem Land. Der Gewerkschaftssekretär weiß die Unterstützung durch das Programm zu schätzen, für das wir in der Fastenzeit werben: „Die IFI ist eine der wenigen Kirchen, die sie in ihrem Kampf für Gerechtigkeit unterstützen“, bekräftigten die gewerkschaftlich organisierten Krankenpflegerinnen.

Die indigene Bevölkerung

Etwa ein Fünftel der Bevölkerung gehört dem indigenen Bevölkerungsanteil an, der über eine eigene Sprache und Kultur verfügt. Zumeist sind die Angehörigen auch nicht Mitglieder einer christlichen Kirche. Auf der Insel Mindoro konnten wir mit Bischof Ronel einige Tage in einem Dorf der Bevölkerungsgruppe der Magnyas verbringen. Sie kämpfen um Landtitel und um die Anerkennung ihrer eigenen Kultur. Die IFI verfolgt ein integriertes Konzept, bei dem es um Gesundheit, Kampf um das Land der Väter und Mütter, um Bildung und Würde geht. „Die IFI ist die einzige Kirche, die uns unterstützt“, so brachte es eine indigene Frau auf den Nenner, die einen Fußmarsch von über zwei Stunden auf sich genommen hatte, um uns zu treffen und über ihre Lage zu sprechen.

Weltweit und so auch auf den Philippinen wird nach den letzten Rohstoffreserven gesucht. Die Philippinen sind auf Platz fünf der mineralreichsten Länder dieser Erde. Sie sind reich, denn sie verfügen über reiche Vorkommen an Gold, Nickel, Kupfer und Chromit sowie anderen Mineralien. Bergbau von Bodenschätzen heißt: Menschen werden von ihren Siedlungen vertrieben, damit Tagebau betrieben werden kann. Das Wasser wird durch die Chemikalien vergiftet, der Fischfang bleibt aus und die Indigenen verlieren ohne Ackerland ihre Existenzgrundlage. Bei

Plakat zur Einladung zum Jubiläum der Kirchengründung





Bilder aus dem Slum, in dem die Sternsingeraktion tätig ist

Bergbauprojekten geraten die Siedlungen und der Landbesitz der Indigenen immer mehr unter Druck. Bereits über 389 indigene Gemeinschaften mit mehr als 100.000 Menschen wurden vertrieben.

So geschah es auch auf der Insel Mindoro, wo es über einhundert Bergbauprojekte gibt. Die Indigenen kämpfen um Mutter Erde, um ihre Bäume und den Erhalt der Schöpfung gegen die massiven wirtschaftlichen Interessen der Bergbaukonzerne. „Wie könnte ich das Land an die Konzerne verkaufen, wo das Land doch meine Mutter ist!“ So brachte ein Dorfbewohner diese „Entwicklungsaggression“ auf den Punkt. Kein Wunder, dass Bischöfe wie Bischof Ronel, aber auch Priester, die den Kampf der Indigenen um ihr Land und ihre Rechte unterstützen, verleumdet, verunglimpft und angeklagt werden, um sie zum Schweigen zu bringen. Widerstand kann gefährlich sein.

Die Philippinen gehören zu den Ländern, die besonders verwundbar durch die Naturgewalten sind. Die Taifune werden häufiger und heftiger. Ausläufer bekamen wir auf unserer Fahrt zum Priesterseminar im Norden von Luzon zu spüren. Für eine Strecke, die normalerweise drei Stunden benötigt, wurden nun über elf Stunden gebraucht.

Neustadt an der Weinstraße

Gemeinsame Gesamtpastoralkonferenz

Alt-katholisch sein in säkularer Zeit

VON FLORIAN BOSCH UND JÜRGEN JANEWERS

Besonders katastrophal sind die Verwüstungen in der „Reiskammer“ der Philippinen. Die Reisfelder sind überflutet und zerstört. Wenn die Ernte ausfällt, dann bedeutet das für die Reisbauern Hunger und Not.

Die Kirche

Die beiden Priesterseminare der IFI haben jeweils etwa 90 Priesteramtskandidatinnen und -kandidaten. Etwa ein Fünftel sind Frauen, die sich auf ihren Dienst als Priesterinnen vorbereiten. Sie kommen nahezu alle aus der armen Bevölkerung. Ihre Familien sind Landarbeiter und Fischer. Sie kennen also die Lage der Menschen. Ihr Studium ist nicht akademisch und losgelöst von der Wirklichkeit des Lebens der Menschen; so gehört es zum Ausbildungskonzept, dass die Priesteramtskandidaten jeweils am Wochenende in den Gemeinden aushelfen. Ich konnte in einem Seminar eine Gastvorlesung zu einem Thema halten, das für uns in Europa aber auch auf den Philippinen aktuell ist: Was bedeutet die Gewaltlosigkeit Jesu angesichts der Kriege in unserer Zeit?

Katholisch sein heißt, überall Geschwister zu haben. Wenn wir uns als alt-katholisch verstehen, dürfen wir nicht nur europäische Kirchen sein. Es ist wichtig, mit der IFI geschwisterlich verbunden zu sein. Die tiefere Bedeutung der Kirchengemeinschaft besteht darin, dass wir voneinander lernen, was es heißt, Christus in einer globalisierten Welt nachzufolgen. Es ist eine Welt, in der die Reichen auf Kosten der Armen leben, in der große Imperien wie die USA, Europa und Russland gegeneinander Krieg führen. Es ist eine Welt, in der die Reichen reicher und die Armen zahlreicher werden. Die Sonne geht über Armen und Reichen auf. Und so erleben wir, wie der Klimawandel zu einer Katastrophe für alle wird. Die vielen Krisen stellen uns die Frage: Wer ist dein Bruder? Wer ist deine Schwester? Was hören wir, wenn wir die Klage der Armen und der Schöpfung hören?

Die Kirchengemeinschaft mit der IFI ist eine wechselseitige Bereicherung. Das Motto der spanischen Kolonialkirche lautete „*Pro Deo et Rege* - Für Gott und den König“. Die IFI hat daraus ihr Motto angewandelt: „*Pro Deo et Patria* - für Gott und das Land, in dem die Menschen leben.“ Davon können wir Christinnen und Christen im reichen globalen Norden lernen, wenn wir uns fragen: Wozu Kirche? Sie muss sich nützlich für die Menschen machen.

Mabuhay, Iglesia Filipina Independiente – lang lebe die Unabhängige Philippinische Kirche! ■

NACH MEHR ALS 20 JAHREN TRAFEN SICH ENDE September insgesamt 65 Geistliche im Haupt- und Ehrenamt im Kloster Neustadt an der Weinstraße wieder zu einer gemeinsamen Gesamtpastoralkonferenz. Zusammen mit Prof. Angela Berlis von der Universität Bern als Referentin beschäftigten sie sich mit dem Thema *Alt-katholisch sein in einem säkularen Zeitalter und die Rolle von alt-katholischer Theologie und Spiritualität*.

Die Einführung in die Themenbereiche Säkularisierung und Spiritualität begann mit einem Blick in die Geschichte: Wie war die Spiritualität in den Gründungsjahren unserer Kirche? Welche Veränderungen sind



wahrnehmbar? Für das Thema Säkularisierung wurde u. a. die Veröffentlichung von Renate Köcher genutzt, in der gesellschaftliche Veränderungen und ihre Auswirkungen auf die Kirchen aufgezeigt werden.

Beide Themenbereiche wurden anschließend in zufällig gebildeten Kleingruppen diskutiert und vertieft. Dabei wurde deutlich, dass es die eine alt-katholische Spiritualität nicht (mehr) gibt, sondern dass Spiritualität in unseren Gemeinden in verschiedenen Formen ausgeprägt ist. Trotz abnehmender Kirchenzugehörigkeit ist wahrnehmbar, dass es in der Gesellschaft einen Bedarf an spirituellen Angeboten gibt. Hieraus ergeben sich Ansatzpunkte für die Gestaltung der Gemeindearbeit vor Ort.

Am Nachmittag ging es im zweiten Themenblock um die Auswirkung der gesellschaftlichen Entwicklungen auf unsere pastoralen Angebote. Ein stärkeres Zusammenwirken von Geistlichen und Gemeinde wird nicht nur durch die Herausforderungen geboten sein, sondern ist auch ein sichtbarer Ausdruck unserer Synodalität. Am Samstag berichtete Bischof Matthias Ring über die vorangegangene Klausurtagung der Synodalvertretung.

In der anschließenden Feedbackrunde zur Konferenz kam zum Ausdruck, dass das Treffen zwischen den Geistlichen im Haupt- und Ehrenamt als sehr bereichernd empfunden wurde. Das Präsidium der Gesamtpastoralkonferenz und der Sprecherkreis der Geistlichen im Ehrenamt werden daher Vorschläge erarbeiten, in welchen Formaten und zeitlichen Abständen künftig gemeinsame Konferenzen gestaltet werden können. Ein Gottesdienst im Klostergarten unter Leitung von Bischof Matthias Ring bildete den Abschluss der Gesamtpastoralkonferenz. ■



Das Plenum. Foto: Jozef Buchtzik



Kennenlernabend. Foto: Ulf-Martin Schmidt

Hundert Jahre Alt-Katholiken in Kroatien

VON GEORG SPINDLER

ES WAR EIN GANZ BESONDERES ERLEBNIS, AM 17. September diesen hundertsten Geburtstag der kroatischen alt-katholischen Kirche in Zagreb mitzufeiern. Viele fleißige Hände hatten unter der Leitung des Priesters Mario Čengić Kirche und Vorplatz geschmückt und für die Feier hergerichtet, und alle freuten sich auf die Feier.

Die Kirche in Zagreb-Stenjevec konnte die vielen Mitfeiernden nicht fassen, aber es gab ja auch vor der Kirche noch Platz, und zum Glück war das Wetter traumhaft schön. Um zehn Uhr begann der große Festgottesdienst, der vom kroatischen staatlichen Fernsehen live übertragen wurde. Meine Aufgabe war es, wie immer in den vergangenen fünfzehn Jahren, als Diakon mitzufeiern und sämtliche Grußworte und andere wichtigen Texte zu übersetzen.

Illuster war die Reihe der Ehrengäste – besonders wenn man bedenkt, dass diese Kirche nur einige hundert Mitglieder hat. Sie drückt eine außergewöhnliche



Wertschätzung aus. So war ein großes Überraschungsgeschenk, dass der eingeladene Apostolische Nuntius, also der offizielle Vertreter des Vatikans in der Republik Kroatien, Erzbischof Giorgio Lingua, tatsächlich kam, ebenso ein Vertreter des Erzbistums Zagreb, der Domherr Marijan Franić, und auch der Vertreter des Muftis von Zagreb, des höchsten islamischen Geistlichen Kroatiens, Efendija Mevludi Aslani. Der evangelisch-lutherische Bischof, Branko Berić, ist sowieso ein lieber Freund der Gemeinde und häufiger Gast, der auch seine Kirche in Osijek gerne zur Verfügung stellt. Einige Repräsentanten des kroatischen Staates

gaben uns ebenfalls die Ehre ihrer Anwesenheit und wurden von Prof. Damir Boras, dem ersten Vorsitzenden des Synodalarats und bis vor kurzem Rektor der Zagreber Universität, herzlich begrüßt.

Auch die beiden österreichischen Bischöfe im Ruhestand John Okoro und Heinz Lederleitner (als Delegat der Utrechter Bischofskonferenz) feierten mit, und dass der Erzbischof von Utrecht, Bernd Walle, zu dieser Feier eigens nach Zagreb reiste, verlieh dem Ganzen noch eine besondere Note. Auch die alt-katholische Gemeinde Šaprinovci, weit im Osten Slawoniens, reiste mit einer etwa zwanzigköpfigen Delegation an.

Das Thema der Lesungen dieses Sonntags war „Vergebung“, und darauf ging Darko Mejaški, Pfarrer der Zagreber Gemeinde, in seiner Predigt besonders ein. Gerade im kirchlichen Bereich sei die Vergebung so wichtig, betonte der Priester, und die junge alt-katholische Aufbruchs- und Erneuerungsbewegung habe im Lauf ihrer Geschichte eine ganze Menge zu vergeben gehabt, war es doch das erklärte Ziel ihrer politischen und kirchlichen Gegner, sie bereits ganz kurz nach ihrer Konstituierung zu vernichten. Dieses Vorhaben wäre beinahe gelungen, aber mit Gottes Hilfe und dank des Beistands vieler Menschen aus nah und fern sei es dieser kleinen Kirche gelungen, sich nach der Katastrophe wieder neu zu formieren, und so lebe sie immer noch, gestärkt und eifrig in ihrem Bemühen, den Menschen heute eine evangeliumsgemäße Antwort auf ihre Fragen anzubieten. Nach fünfzehn Jahren kann ich es schon beurteilen: Trotz vieler Katastrophen und Rückschläge lebt dieses hundert Jahre alt gewordene Geburtstagskind und ist für die Zukunft bereit.

Freiburg

Gerhard Ruisch im Ruhestand

VON INGE UND OTTO HOLZAPFEL

ERNTEDANK VOR DEM ALTAR, EIN VERTRAUTES Bild: Früchte aus dem Garten und vom Feld, Ähren schmücken die Bänke, Sonnenblumen am Lese-pult, ein bunter Blumenstrauß auf dem Altar. Fröhliche Aufregung in St. Ursula in Freiburg i. Br. Im Saal die letzten Vorbereitungen für das Zusammensein danach. Besuch des Bischofs ist nicht alltäglich. Über den Bankreihen hängen an einer Schnur Großfotos: Pfarrer Gerhard Ruisch in allen denkbaren Situationen des Gottesdienstes und des Gemeindelebens. Es ist die Feier seiner Verabschiedung, die Entpflichtung aus dem Pfarrdienst nach 34 Dienstjahren in der alt-katholischen Kirche. Zusammen mit Matthias Ring damals, 1989, war er sogar im gleichen Kirchenbezirk in Franken: Freunde und Amtsbrüder, die sich nun zum Danken treffen, und mit ihnen Mitbrüder und Amtskollegen aus der Region.

Das fügt sich zum „Erntedank“, betont Bischof Matthias Ring: Dank an Gerhard Ruisch für viele Jahre erfolgreicher Seelsorge und segensreicher Gemeindeentwicklung,

Vor der Kirche waren Zelte aufgestellt worden, fleißige Gemeindemitglieder hatten eine Menge zum Essen und Trinken vorbereitet, und so blieben wir noch beisammen, zum Essen, Trinken und zu vielen guten Gesprächen.

Die Situation der Kirche in Kroatien ist nicht mit unserer westlichen kirchlichen Wirklichkeit zu vergleichen. Westliche Muster können nicht einfach übertragen werden, es würde diese Kirche zerstören. Die Kirche ist traditioneller, von einer bodenständigen Frömmigkeit geprägt, die vielen westlichen Christen weitgehend fremd geworden ist. Umso schöner ist, dass sie dennoch den Weg in die Weite sucht. Die ökumenische Offenheit der kroatischen Alt-Katholiken ist bemerkenswert. Es ist eine unkomplizierte Art des Katholisch-Seins, der man hier begegnet und von der die mehr intellektuell geprägten, gutbürgerlichen westlichen Christen durchaus lernen könnten. Mit welchem Engagement die Kirche in Zagreb-Stenjevec außen und innen renoviert wurde, wie die Erdbeschäden in der Innenstadtkirche *Sveti Križ*, also der Heilig-Kreuz-Kirche, wieder behoben werden, all dies wäre nicht möglich, wenn trotz aller Hilfe von außen nicht auch die eigenen Gemeindemitglieder anpacken würden, wo immer sie können.

Für mich ist es jedes Mal eine große Freude, in Zagreb wie auch in Šaprinovci mitzufeiern. Es gibt ja mittlerweile auch so viele persönliche Beziehungen, und als ich am Vorabend des Festes mit dem Ehepaar Okoro und meiner Frau Barbara in Zagreb ankam, da war es bei so viel herzlichem Empfang wie ein Heimkommen. ■



seit 2004 in Freiburg. – Und Gerhard Ruisch selbst? Wie fühlt sich „Abschied“ an (der eigentlich keiner ist, weil er aktiv bleibt und in der Region lebt). Es ist durchaus kein Ende seiner anspruchsvollen Tätigkeit. Das Kyrie-Lied „In Ängsten die einen...“ (676) könnte als Versuch einer Antwort verstanden werden. Die erste Lesung berichtet von



Noah und dem Regenbogen der Verheißung. Das Evangelium nach Matthäus erinnert uns: „Sorgt euch nicht um morgen...“ Nach den Lesungen erklingt von der Schola ein aufmunterndes Calypso-Halleluja und entspricht damit dem Eingangslied „Erfreue dich, Himmel...“ (568). Dankbarkeit überstrahlt die Wehmut.

In der Predigt betont Bischof Matthias, dass „Ernte“ auch die Rückfrage an die eigene Person beinhaltet: Was bleibt? Seelsorge lässt sich nicht in Zahlen und mit Statistik dokumentieren. Wer nicht sät, kann keine Ernte erwarten. So „sät“ ein Pfarrer in der Zuversicht, dass seine Arbeit vielleicht nicht so sichtbar „erfolgreich“ sein mag, wie er es sich erhofft, aber sie bleibt „sinnvoll“ und braucht daher nicht „messbar“ zu sein. „Die Ernte haben wir nicht in der Hand, aber was wäre, wenn wir nicht säen würden?“

Zusammen mit Ruischs Nachfolger, Pfarrer Markus Laibach, gestaltet sich der Gottesdienst in ruhig besonnener und zur Mitfeier ermutigender Art. Die Gemeinde feiert im Kreis um den Altar die Eucharistie, die göttliche Nähe erahnen lässt und nachspürbar macht.

Der Dank gilt auch Gerhard Ruischs Familie. Von der Schola unter der Leitung von Friedlinde Ruisch erklingt „Geborgen im Segen...“ Mit der Entpflichtung verbindet Bischof Matthias die Bitte an Gott, die Familie auf ihrem weiteren Lebensweg zu stützen und ihr nahe zu sein. Der Kirchenvorstandsvorsitzende Christian Cremer erinnert an Schwerpunkte in Gerhard Ruischs Tätigkeit. Grußworte folgen, eine Geschenkebox steht bereit. Und wieder dankt die Gemeinde mit heftigem Applaus...

Gerhard Ruisch selbst betont in Dankesworten, dass ihm eine Gemeinde wichtig war, die bereit ist, gemeinsam Neues zu wagen. So zeigte sich auch z. B. während der Coronazeit, dass er sich auf eine aktive und tatkräftige Gemeinde verlassen konnte.

Noch lange wird im Saal und im Innenhof gefeiert, erzählt, erinnert (sogar ein Besucher aus Oberfranken ist angereist!) – und für die Zukunft geplant. „Auf, Seele, Gott zu loben...“ (679) ist das Danklied. Gerhard Ruisch wird uns weiterhin begleiten. Danke! ■

Zukunftsbilder 2045 – Eine Reise in die Welt von morgen

Lust auf Zukunft

VON GERHARD RUISCH

Stella Schaller, Lino Zeddies, Ute Scheub, Sebastian Vollmar. Reinventing Society (Hrsg.): *Zukunftsbilder 2045. Eine Reise in die Welt von morgen.* 176 Seiten, Buch 33,00 €, E-Book 25,99 €. ISBN 978-3-96238-386-2.

DIE EINEN KLEBEN SICH AUF Straßen und Rollfeldern von Flughäfen fest. Greta Thunberg schleudert den Mächtigen der Welt ihr „*How dare you!*“ entgegen. „Wir sind hier, wir sind laut, weil ihr uns die Zukunft klaut“, wird bei *Fridays-for-Future*-Demos skandiert. Alles Versuche zu sagen: Es ist ernst. Es ist fünf vor zwölf. Jetzt muss gehandelt werden, und zwar entschieden, wenn die Klimakatastrophe noch aufgehalten werden soll. Dazu gehört auch, dass wir bereit sind, anders zu leben, Einschränkungen in Kauf zu nehmen, auf Gewohntes zu verzichten, uns den Umstieg etwas kosten zu lassen. Sie haben recht, es ist fünf vor zwölf, und umsonst bekommen wir die Bremse für den Klimawandel nicht.

Das Problem dabei ist, dass die Änderungen vielen Menschen Angst machen und dass viele, die kein dickes

Finanzpolster haben oder nicht einmal ein kleines, Sorge haben, die Kosten könnten sie ruinieren. Das andere Problem ist, dass Populisten sich die Ängste zunutze machen und alle Versuche, politisch in die richtige Richtung zu steuern, miesmachen. So reagieren viele, indem sie den Kopf in den Sand stecken und den menschengemachten Klimawandel einfach leugnen.

Da ist das neue Buch aus dem Oekom-Verlag eine gute Ergänzung. Es geht den entgegengesetzten Weg und versucht nicht, einmal mehr zu drohen: „Tut endlich etwas, sonst geht es übel aus“, sondern es versucht, auf sehr anschauliche und ansprechende Weise zu zeigen, was wir zu gewinnen haben, wenn wir uns auf den Wandel zu klimagerechteren Städten einlassen. Anhand von 14 kleinen, mittelgroßen und großen deutschen Städten und dazu Zürich und Wien malen



die Autor:innen aus, wie die Städte sich verwandeln könnten. Dazu werden doppelseitigen Fotos aus dem Jahr 2020 computergenerierte Bilder gegenübergestellt, die auf Hochglanzpapier zeigen, wie sich die Städte in 25 Jahren verändern könnten, um menschen- und klimafreundlicher zu werden. Diese Zukunftsbilder sind so, dass man tatsächlich Lust bekommt, in dieser neuen Welt zu leben. Ergänzt wird der Effekt durch fiktive Interviews und Reportagen, die erklären, wie es zum Wandel gekommen ist. „Eine inspirierende Reise in die nahe Zukunft, auf der es viel zu entdecken gibt“, schreibt der Verlag – zu Recht. ■

Zum Beitrag „Was unsere Gesellschaft zusammenhält“ in *Christen heute* 2023/6:

HIERMIT MÖCHTE ICH BRUNO HESSEL herzlich danken für seinen anregenden Beitrag!

Auch ich mache mir viele Gedanken, wozu die Kirchen in unserer Gesellschaft noch dienen können, angesichts der Säkularisierung, des Esoterik-Booms, der Kirchenaus-tritte sowie der bedrohlichen und sich zuspitzenden Krisen. Meine Antwort lautet: Wir sollten uns nicht verbiegen oder dem Zeitgeist hinterherhelfen, sondern etwas anderes bieten, eine Substanz, die Orientierung und Lebenssinn und Gemeinschaft spenden kann. Bitte nicht nur unsere Eigenwerbung professionalisieren, sinnlos alles digitalisieren, „Taufen to go“ etc. pp.! Sondern es sollte jede Gemeinde eigene Schwerpunkte setzen, damit wir authentisch bleiben!

Die Idee des „Gesellschaftsjahres“ gefällt mir sehr gut, und auch ich bin stark besorgt angesichts des Auseinanderfallens unserer Gesellschaft und wegen der zunehmenden Unfähigkeit, einander respektvoll und achtsam zu begegnen. Letztlich resultiert daraus ja auch die sich abzeichnende ökologische Katastrophe. Aber das wird sicher sehr schwer, wenn nicht nahezu unmöglich, diese Idee in die Tat umzusetzen. Zu vieles müsste geändert werden auf allen politischen Ebenen. Insbesondere das Dogma des ewigen Wirtschaftswachstums und der nahezu unbeschränkten Freiheit der Investoren würde hier blockieren. Es ist ja leider so, dass Krisen und ausgewachsene Katastrophen immer sehr wachstumstreibend wirken auf die Profite der reichen Investoren, zuletzt zu beobachten in der Weltfinanzkrise und der Corona-Krise. Das steckt im Wirtschaftssystem drin, und das war leider schon immer so.

Aber träumen wir mal, wie schön es werden könnte, wenn unsere arbeitsfähigen Mitmenschen plötzlich wieder überwiegend in systemrelevanten Bereichen tätig wären und nicht, wie aktuell, überwiegend in überflüssigen oder sogar schädlichen Bereichen! Etliche Bereiche unserer Arbeitswelt sind stark überdimensioniert, z. B. die Werbung, die öffentliche und private

Verwaltung, die Finanz-Industrie, die „Beratungs-Industrie“, die Plastik-Produktion etc. pp. Auch ich bin sehr besorgt, dass in den wirklich wichtigen Bereichen immer mehr Mitarbeitende fehlen! Also möchte ich für diese Vision kämpfen. Es sind ja auch schon andere Visionen Wirklichkeit geworden, die erst für unmöglich gehalten worden waren, z. B. die Abschaffung der Sklaverei (weitgehend) oder das Frauenwahlrecht.

Lars-Ulla Krajewski
Gemeinde Köln

Leserbrief zu „Konflikt? Warum nicht – aber bitte richtig!“, *Christen heute* 2023/6:

ICH DANKE PAULA SCHOMBURG für ihren anregenden Beitrag zur Konfliktkultur. Den Protest der *Letzten Generation* (LG) sehe ich aber anders als sie.

Die Menschen der LG suchen nicht Zuwendung, um sich besser zu fühlen, ohne dass sich etwas ändert. Ihr Ausgangspunkt ist vielmehr folgende Überzeugung praktisch aller seriösen Klimaforschenden: Wir sind drauf und dran, die Lebensgrundlagen der künftigen Generationen zu zerstören. Dies noch abzuwenden, bleiben uns nur wenige Jahre. Unsere Regierung ist weit davon entfernt, das in dieser Situation Notwendige zu tun: eine radikale Abkehr vom fossilen Lebensstil, und das sofort. Sie verschweigt der Bevölkerung, dass dies – auch bei vollem Einsatz aller verfügbaren technischen Innovationen – ohne Verzicht nicht möglich ist. Sie verhält sich wie ein Arzt, der seiner Patientin die Diagnose Krebs verschweigt, um ihr nicht die Laune zu verderben.

Der Klimaschutz, für den die LG angeblich Mehrheiten gefährdet, ist in Wirklichkeit keiner. Denn was sich die Menschen darunter vorstellen, ist Lichtjahre entfernt von dem, was nötig wäre, wie: kein Auto, und wenn doch, dann ein E-Kleinstwagen, kein E-Panzer; Verzicht auf Flugreisen; weniger oder keine Fleisch- und Milchprodukte; Schluss mit Gas- und Ölheizungen.

Dass die Menschen dazu nicht bereit sind, liegt nicht an der LG, sondern am Einfluss der Fossil-Lobby, am

schlechten Vorbild der Politiker:innen und an ihrem fehlenden Mut, uns vor die Alternative zu stellen, um die es geht: Wollen wir die Lebensgrundlagen der künftigen Generationen auf Jahrtausende bewahren oder zerstören?

Gregor Bauer
Gemeinde Aachen

Eine Reaktion auf die Doppelnummer 2023/7+8 von *Christen heute* zum Thema „Vernunft, Naturwissenschaft und Glaube“:

WIEDER EINMAL HABE ICH MIT viel Gewinn, guten Denkanstößen, manchen Anregungen, Freude und dankenswerten Argumenten *Christen heute* gelesen. Meine kurze Stellungnahme bezieht sich (ausgewählt) auf die beiden lesenswerten, nachdenklichen Beiträge von Georg Spindler (Vernunft und Verstand) und Christian Weber (Der Traum vom ewigen Frieden). Beiden gut argumentierenden Betrachtungen stimme ich weitgehend zu. Für die guten oder schlechten Ereignisse, die im Leben der Menschen und Länder, die im Lauf der Geschichte und heute wieder geschehen, sollten wir nicht Gott oder Schicksal oder „die Politik“ oder irgendwelche externen Wirk-Mächte verantwortlich machen, sondern den einzelnen Menschen, die Individuen.

Wenn die Evolutionstheorien richtig sind, hat ein guter männlich-weiblicher Gott bewirkt und zugelassen, dass der einzelne Mensch sich über Millionen von Jahren vom Tier (vielleicht aus dem Meer) zu einem mehr oder weniger zivilisierten und kultivierten Wesen entwickelt hat; auf jeden Fall hat Gott/die Göttin dem einzelnen Menschen die Freiheit geschenkt, gut oder böse oder indifferent im Sinn von gleichgültig gegenüber Werten und Mitmenschen zu sein. So existieren eben „Heilige“, Gute, Indifferenten, Egoisten und Verbrecher nebeneinander. Die Geschichte der Menschheit und die Gegenwart sind voll von diesen individuellen Menschen: Die Verbrecher des letzten und dieses erst kurzen Jahrhunderts kann jeder von uns aufzählen und beim Namen nennen!



In seiner ihm geschenkten Freiheit kann jeder einzelne Mensch ein Heiliger, ein Übeltäter oder irgendwas dazwischen sein; angetrieben von dem Willen „heilig“ zu werden, einfach nur dem Guten und Schönen zugewandt zu leben – oder beherrscht von der Gier nach Geld und Reichtum, nach Macht und Unterdrückungs-Obsessionen über andere oder nach hemmungslosem Sex. Das ist die gottgegebene Freiheit des Einzelnen. Die philosophische Frage lautet also: Was ist der einzelne Mensch und warum handelt er gut oder böse?

Würden stets alle individuellen Menschen an dem göttlichen Guten orientiert handeln und leben, gäbe es keine oder hätte es keine Napoleon, Hitler, Stalin, Trump und Putin usw. gegeben; dann brauchten wir keine anderen, äußeren Wirk-Mächte für die Übel in der Welt und in den zwischenmenschlichen Beziehungen verantwortlich zu machen.

*Prof. Dr. Helmut Pütz
Bonn*

Mit dem Artikel „Mehr Synodalität in der Demokratie“ in *Christen heute* 2023/7+8 setzt sich dieser Leserbrief auseinander:

ICH GEHÖRE DER GENERATION AN, die die Thesen der Gewaltfreien Kommunikation quasi mit der Muttermilch aufgesogen hat, dann in sämtlichen Bildungseinrichtungen stets angeleitet wurde, zur Ausformung der eigenen Meinung und zur Verteidigung des eigenen Standpunktes in der Diskussion durch Abwägen von Pro und Contra sowie im Prozess vom Entwickeln einer These mit dazugehöriger Antithese zu einer weiterführenden Synthese als Ergebnis zu gelangen. Geschadet hat es mir nicht, im Gegenteil, auch wenn ich des Immer-wieder-Einübens zuweilen schon überdrüssig wurde.

Schaue ich gegenwärtig auf die Koalitionäre und die Opposition, dann vermisste ich in deren Kommunikationsstil im dargebotenen medialen Spektakel den gegenseitigen demütigen Respekt vor dem Gegenüber, dem Andersdenkenden, und vor den politischen Entwicklungsvorschlägen aus einem anderen politischen Lager. Stattdessen wirkt es so, dass es darum geht, wer am lautesten schreit,

am schrillsten Kritik äußern und am schnellsten dem anderen den Schwarzen Peter zuschieben kann, um selbst möglichst im Scheinwerfer der absoluten Wahrheit bestenfalls strahlend, schlimmstenfalls arrogant zu debütieren. Dazu ein Kanzler, der, scheinbar aus der Versenkung heraus beobachtend, hier und da auftaucht, in norddeutscher Nüchternheit vorgaukelt, alles im Griff zu haben, während die parlamentarische Demokratie unter seiner Leitung dahindümpelt, wenn nicht sogar zerbröseln.

Ich wünsche mir einen Kanzler, der, wenn er schon nicht gut modoriert, doch zumindest öffentlich „die Hosen runter lässt“ in der Frage, wo es hakt, welche Probleme sich gerade auftun und worüber man ehrlicherweise sagen muss, dass wir vielleicht eben doch nicht alles im Griff haben. An diesem Punkt würde Politik dann auch für mich wieder spannend werden. Das wäre auch belebend für die ganzen Polittalkshows, die stetig um dieselben Themen im Plauderton eines Kaffeekränzchens kreisen, ohne einen analytischen Erkenntnisfortschritt für die Zuschauenden zu bringen.

In diese hohle Szenerie hinein hat es eine Partei mit einfachen Lösungsansätzen dann auch leicht, auf Stimmenfang zu gehen oder aber auf Protestwähler*innen setzen zu können, ohne sich auch nur im Ansatz mal die Finger schmutzig machen zu müssen. Das Gefährliche an dieser Rattenfängerei ist, dass hier ein „Haudrauf“-Kommunikationsstil gefördert wird, der eine eigene Meinung zur letzthin allgemeingültigen Wahrheit hochstilisiert, ohne jegliche Faktengarantie mit vorheriger Reflexion.

Ich erwarte nach der Sommerpause der Parlamentarier*innen, dass allen die Auszeit gut getan hat, ein neuer freier Geist geschenkt worden ist und sie erkannt haben, dass man sich in sicher schwierigen Zeiten zusammen auf den Weg begeben muss, sich gegenseitig nicht zerfleischt, sondern erst einmal aktiv zuhört, dem Gegenüber auch den leidenschaftlichen Einsatz für die gute Sache zutraut, den Vorschlag erst einmal akzeptiert, ohne darüber nachzudenken, wo man ihn an welcher Schwachstelle am besten torpedieren

könnte, dann in Ruhe die eigene Meinung, Bedenken und vor allem auch wirkliche Verbesserungsvorschläge mit einbringt, um ein für das Land und die Bevölkerung förderliches Klima der ernsthaften Auseinandersetzungen um der Sache und lebenswerten Zukunft willen zu schaffen. Aktiv zuhören, den anderen annehmen und ernst nehmen, Ruhe bewahren, sich um der Sache willen für eine Lösung zusammensetzen und auseinandersetzen, zusammenstehen. Das erwarte ich hier. Das muss man nicht Synodalität nennen, sondern einfach einen guten Kommunikations- und Umgangsstil.

*Lutz Speidel-Flache
Gemeinde Stuttgart*

Zum Artikel „Wunder“ in *Lourdes in Christen heute* 2023/7+8:

MEINER ÜBERZEUGUNG NACH BLEIBEN die meisten Wunder in Lourdes unbekannt. Deshalb möchte ich hier von so einem Wunder berichten. Es geschah in den 50er-60er Jahren im unmittelbaren Bekanntenkreis meiner Familie.

Mein Cousin Nanni lebte in einem Dorf in Piemont (Italien) in der Diözese Casale Monferrato. Als Kind spielte er mit drei Jungen, deren Mutter früh gestorben war. Dann erkrankte auch ihr Vater, ein einfacher Bauer. Er hatte Krebs. Nichts half, die Krankheit erreichte das Endstadium. Sein Körper war voller Metastasen. Er wurde zuhause nur noch mit Zuckerwasser ernährt. Die Ärzte hatten ihn aufgegeben.

Damals wurden von der Kirche jedes Jahr Züge organisiert, die Schwerkranke nach Lourdes brachten. Als dieser Mann gefragt wurde, ob er mitfahren wolle, sagte er zu. Mein Cousin vermutete, dass er keine Unterlagen zu seinem Krankheitszustand mitgenommen hatte.

In Lourdes wurde er zur Grotte gebracht. Schon am nächsten Tag fühlte er sich gut. Er verlangte ein Frühstück, und zwar Brot! Als er nach Hause zurückkam, brachte man ihn zur Untersuchung ins Krankenhaus. Die Ärzte waren fassungslos und konnten nicht begreifen und nicht akzeptieren, dass die Krankheit samt Metastasen verschwunden war.

Dieses Ereignis wurde auch dem Bischof bekannt. Er erkundigte sich und fragte den Bauern: „Was hast du der Madonna gesagt, als du an der Grotte warst?“ Er antwortete: „Ich möchte bitte für meine drei Kinder weiterleben – wenigstens, bis der Jüngste volljährig ist.“ Der geheilte Bauer wurde bald kräftig und konnte wieder arbeiten.

Viele Jahre später kam er eines Tages von der Feldarbeit nicht zurück. Man suchte ihn und fand ihn tot unter seinem Traktor, der umgestürzt war. In diesem Jahr war sein jüngster Sohn 21 Jahre alt geworden.

Aufgrund dieses Ereignisses fuhr mein Cousin Nanni jedes Jahr ehrenamtlich als Krankenträger nach Lourdes. Und auch meine Mamma, mit ihrer blau-weißen Uniform, begleitete mehrere schwerkranke Menschen dorthin. (Diese ehrenamtlichen Helfer mussten für ihre Unterkunft und Mahlzeiten selbst bezahlen.)

Lourdes hat mich wie eine Gnade geprägt. Jetzt bin ich eine alte Urgroßmutter, aber ich möchte nicht, dass man mit Zweifeln oder Geringschätzung von Wundern spricht. Gott, der das ganze Universum geschaffen hat, der durch Jesus nur von Liebe spricht, soll den Menschen, die ihn bitten, nicht – wie auch immer – helfen können oder wollen?

Lucilla Jacob
Gemeinde Berlin

Eine Leserin schreibt zum Artikel „Katholizität in ostkirchlicher Sicht“ in *Christen heute* 2023/9:

IN SEINEM ARTIKEL ZUR KATHOLIZITÄT zitiert Georg Spindler den orthodoxen Theologen Georgij Vasilijewič Florovskij mit den Worten „In der Kirche betritt die Menschheit eine neue Ebene; sie fängt eine neue Art der Existenz an. Ein neues Leben wird möglich, ein wahres und vollständiges Leben“. Dies habe auch schon gegolten, als „die christlichen Gemeinden noch ‚einzelne, seltene Inseln in einem Meer des Unglaubens und des Heidentums‘“ gewesen seien.

Dies wird von Georg Spindler keineswegs kritisch eingeordnet, sondern er drückt seine Faszination

für diese Theologie aus. Doch welche Sicht auf das Volk Israel und das Judentum wird darin deutlich? Jüdische Menschen werden hier als ungläubig angesehen, wohl deshalb, weil sie Jesus nicht als Messias sehen. Ihr Glaube an Gott wird also nicht anerkannt. Die gesamte Geschichte Gottes mit dem Volk Israel, also auch unser Altes Testament, wird in dieser Sichtweise zu einem unvollständigen, vorläufigen, ja unwahren Leben.

Eine solche Sprache ist zutiefst antijüdisch. Im Wissen darum, welche Gewalt solche antisemitischen Stereotype mitverursacht, ist bei solchen Zitaten eine Problematisierung dringend notwendig. Menschen anderer Religionszugehörigkeit, auch von indigenen Religionen, werden durch solche Äußerungen ebenfalls extrem abgewertet.

Zudem verblüfft es mich, wenn Georg Spindler später schreibt, dass die Rezeption von Entscheidungen durch das „gläubige Volk“ in der alt-katholischen Kirche bisher keine Rolle gespielt hätte. Dabei versteht etwa der *Bund alt-katholischer Frauen* seinen Protest gegen die Entscheidung der Internationalen Bischofskonferenz 1976, dass Frauen nicht zu Diakoninnen, Priesterinnen und Bischöfinnen geweiht werden dürfen, auch als einen solchen Protest von Glaubenden gegen eine bischöfliche Festlegung. Immer wieder hat der *baf* darauf verwiesen, dass diese Entscheidung einem Rezeptionsprozess der Ortskirchen unterliegt. Da diese Entscheidung von vielen alt-katholischen Menschen abgelehnt werde, sei sie nicht rezipiert worden und damit nicht gültig.

Theresa Hüther
Alt-Katholisches Seminar Bonn

Zum Gebrauch des Wortes „katholisch“ in *Christen heute* 2023/9:

ALS EINER DER WENIGEN, DIE VON der evangelischen Landeskirche zur alt-katholischen Kirche gewechselt sind, möchte ich mich zu einigen Ausführungen zum Thema „Katholisch?“ äußern.

Von meiner Erziehung und Bildung bin ich lateinisch unbelastet und nehme die verschiedenen

Erklärungen zur Kenntnis. Im Beitrag *Katholisch, neu buchstabiert* steht für *kat* die Übertragung „von herab“. Im Artikel *Vom katholischen, unfer-tigen Gott* steht hierfür „nach“. „Von herab“ bedeutet für mich, wo etwas herkommt, startet. „Nach“ wiederum ist das Gegenteil. Es weist auf das Ziel. Im Beitrag *Katholisch? Können und wollen wir über unseren Teller-rand gucken?* wird als deutsches Wort „umfassend“ genannt

Weiter steht in diesem Beitrag, dass im Glaubensbekenntnis der evangelischen Landeskirchen nicht katholisch, sondern christlich steht. Ende der 1960er Jahre, als ich den Katechumenen- und Konfirmandenunterricht in meiner evangelischen Ortsgemeinde besuchte, wurde an der Stelle noch „... heilige allgemeine Kirche“ gebetet. Später wurde allgemein durch christlich ersetzt. Mein damaliger Ortspfarrer, der damals auch Stadtsuperintendent von Köln war, sagte mir, dass dies in Übereinstimmung mit der römisch-katholischen Kirche geändert wurde, um den Text zu vereinheitlichen. Da ich damals an keinem römisch-katholischen Gottesdienst teilnahm, konnte ich dies nicht feststellen. Allerdings geht diese Formulierung auf den *Großen Katechismus* von Martin Luther zurück. Luther führt weiter aus, dass das Wort „Kirche“ auf das griechische *kyria* und lateinisch *curia* zurückgeht, also „christliche Gemeinschaft.“)

Meint „katholisch tatsächlich römisch?“. Vom Text vielleicht nicht. Aber im Allgemeinen und bei den römisch-katholischen Christen eindeutig ja. Wenn von „katholisch“ die Rede ist, wird dies von der römisch-katholischen Kirche auf sich bezogen, und der größte Teil der Bevölkerung tut dies auch. [...] Auch beim *Wort zum Sonntag* oder religiösen Sendungen wird nur von „katholisch“ gesprochen, wenn sich ein römisch-katholischer Mensch zu Wort meldet.

Günter Prohl
Gemeinde Köln



2.-5. November

Jahrestagung des Bundes alt-katholischer Frauen, Ellwangen

3. März, 10 Uhr ◀

Festgottesdienst zum 150-jährigen Jubiläum, Baden-Baden

4. November

Landessynode des Dekanats Hessen

28. März – 1. April ◀

Osterfreizeit der sächsischen Gemeinde, Lückendorf

10. November,
16-18 Uhr

Digitaler Bibliodans-Workshop mit Leonie van Straaten, Zoom

12.-13. April ◀

Treffen des Internationalen Arbeitskreises

25. November,
10:30 Uhr ◀

Landessynode des Dekanats NRW Düsseldorf

Alt-Katholizismus-Forschung

3. Dezember

Festgottesdienst mit Bischof Matthias Ring zum Jubiläum 150 Jahre alt-katholische Gemeinde Koblenz in der Jakobuskirche, Koblenz

2.-5. Mai ◀

Jugendfreizeit des Bundes der Alt-Katholischen Jugend (baj)

5.-6. Dezember

Treffen der Dialogkommission zwischen Alt-Katholischer Kirche und Vereinigter Evangelisch-Lutherischer Kirche

29. Mai – 2. Juni ◀

103. Katholikentag, Erfurt

23. Februar

Chrisammesse, Namen-Jesu-Kirche, Bonn

Neu aufgeführte Termine sind mit einem ◀ gekennzeichnet. Termine von bistumsweitem Interesse, die in den Überblick aufgenommen werden sollen, können an folgende Adresse geschickt werden: termine@christen-heute.de. Diese und weitere Termine finden Sie unter www.alt-katholisch.de/meldungen/termine.html.

Christen heute –
Zeitung der Alt-Katholiken
für Christen heute

Herausgeber
Katholisches Bistum der
Alt-Katholiken in Deutschland

Erscheinungsweise
monatlich

Redaktion
Gerhard Ruisch (verantwortlich)
Sommerberg 12 a, 79256 Buchenbach
E-Mail redaktion@christen-heute.de
Internet www.christen-heute.de

Termine
E-Mail termine@christen-heute.de

Vertrieb und Abonnement
Christen heute
Gregor-Mendel-Str. 28, 53115 Bonn
Telefon 02 28/23 22 85
E-Mail christen-heute.versand@alt-katholisch.de

Abonnement
Inland 25,- € inkl. Versandkosten
Ausland 32,- €

Verlag und ©
Alt-Katholische Kirchenzeitung, Bonn.
Nachdruck nur mit
Genehmigung der Redaktion.

Design, Satz und Bildbearbeitung
John L. Grantham

Fotomaterial
Alle Fotos von Flickr.com, Pixabay und
Wikimedia Commons werden soweit
nicht anders gekennzeichnet unter der
Creative Commons License (CC) für nicht-
kommerzielle Zwecke eingesetzt.

Druck
Druckerei & Verlag Steinmeier
Deiningen
Web www.steinmeier.net
Die Druckerei arbeitet mit Öko-Farben und
Öko-Strom aus 100 % Wasserkraft.

ISSN
0930-5718

Nachrichtendienste
epd, KNA

Redaktionsschluss
der nächsten Ausgaben
2. November, 2. Dezember, 2. Januar

Nächste Schwerpunkt-Themen
Dezember
...und Friede auf Erden den Menschen –
die Friedensbotschaft Jesu
Januar
Gottesdienst
Februar
Glück

Bitte beachten Sie, dass Leserbriefe
nicht länger als 2.500 Zeichen mit
Leerzeichen sein sollten!
Die Redaktion behält sich Kürzungen vor.

Redaktioneller Hinweis
Christen heute ist ein Forum von Lesenden
für Lesende. Die in *Christen heute*
veröffentlichten Texte und Artikel sowie die
Briefe von Leser:innen geben deshalb nicht
unbedingt die Meinung der Redaktion oder
der alt-katholischen Kirche wieder.

**Bitte wenden Sie sich in allen Fragen
zum Abonnement an den Vertrieb,
nicht an die Redaktion!**

An der Tür meines Herzens

ICH HABE DIE GANZE WELT
auf der Suche nach Gott durchwandert
und ihn nirgends gefunden.
Als ich wieder nach Hause kam,
sah ich ihn an der Tür
meines Herzens stehen.
Und er sprach:
Hier warte ich auf dich seit Ewigkeiten.
Da bin ich mit ihm ins Haus gegangen.

RUMI, PERSISCHER DICHTER (1207-1273)

Promi-Bonus schützt vor Gefängnis

DER NÜRNBERGER JESUIT UND KLIMAaktivist **Jörg Alt** will vorerst seinen Straßenprotest aussetzen. Ein Weitermachen sei aktuell nicht sinnvoll, da sein Promi-Bonus als Ordensgeistlicher ihn davor schütze, für sein Tun ins Gefängnis zu kommen, denn eine Überschrift wie „CSU lässt Pater einsperren“ wäre wohl peinlich. Während 38 seiner Mit-Demonstrierenden weggesperrt worden seien, habe er es nie in die Justizvollzugsanstalt geschafft. Damit sei belegt, dass es hier um Politik gehe, nicht um Recht. Es stelle ein Armutszeugnis für jede Regierung dar, „wenn sie berechtigten, legitimen und gebotenen Protest der Polizei und Justiz übergibt, damit dieser mundtot gemacht wird“. Solange die Regierungen nicht angemessen handelten, sei das Thema ziviler Widerstand für ihn nicht erledigt.

Mehr Stress in der Gesellschaft

STRESS IN DER GESELLSCHAFT HAT nach Einschätzung des Soziologen **Hartmut Rosa** zugenommen. „Wir haben es mit gefühltem Druck zu tun, was man angeblich alles tun und schaffen müsste, weil der Möglichkeitshorizont immer größer geworden ist“, sagte Rosa. „Wir könnten jetzt zu jedem Zeitpunkt eigentlich auch noch Mails beantworten, Kontakte wieder aufnehmen... Die gefühlte To-do-Liste explodiert.“ Einen Grund dafür sieht er in der ständigen Verfügbarkeit durch Internet und Handys; früher seien zum Beispiel die beruflichen Erwartungen außen vor geblieben, wenn man zu Hause war. Zugleich hätten traditionelle Sicherheiten wie Familie, Beruf oder Religion an Bindungskraft verloren. Das Gefühl, einen Anker in der Welt zu haben, sei abhandengekommen.

UN fordern Abschaffung von Sonderschulen

DEUTSCHLAND MUSS NACH AUFFASSUNG der *Vereinten Nationen* mehr für die Inklusion von Kindern mit Behinderungen in reguläre Schulen tun. Zum Ende einer turnusmäßigen Überprüfung forderte der UN-Fachausschuss für Rechte von Behinderten die Bundesregierung auf, den

Übergang vom Sonderschulmodell zu inklusiver Bildung auf Länder- und Kommunal-Ebene zu beschleunigen. Dafür müsse es einen konkreten Zeitrahmen, das nötige Personal und Geld sowie klare Verantwortlichkeiten für die Umsetzung und Überwachung geben. Der Ausschuss äußerte sich besorgt über die unzureichende Umsetzung inklusiver Bildung, die in der UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderungen vorgesehen ist. Allein schon die Existenz von Förderschulen widerspreche dem völkerrechtlichen Abkommen.

Große Unterstützung für Armutsbekämpfung

DIE STIMMUNG IN DER BEVÖLKERUNG stehe „in eklatantem Widerspruch zur Politik der Bundesregierung“, erklärt die Hilfsorganisation *Oxfam*. Eine große Mehrheit in Deutschland befürwortet einer Umfrage zufolge, sehr reiche Menschen stärker zur Finanzierung von Maßnahmen gegen Armut und Klimawandel heranzuziehen. Die Bundesregierung hätte damit einen starken Rückhalt für die Erschließung neuer Finanzierungswege zur Armutsbekämpfung und für eine umfassende Unterstützung besonders von der Klimakrise betroffener Länder. Die Stimmung in der Bevölkerung stehe damit „in eklatantem Widerspruch zur Politik der Bundesregierung“, die bei Entwicklungszusammenarbeit und Armutsbekämpfung derzeit vor allem Mittel streiche und kürze, hieß es.

Welt liegt bei globalen Zielen für Kinder zurück

DAS KINDERHILFSWERK *UNICEF* fordert mehr Einsatz zur Erreichung der globalen Ziele für nachhaltige Entwicklung (SDG). Zur Halbzeit der *Agenda 2030* seien zwei Drittel der Ziele mit Bezug zu Kindern nicht geschafft. Nur elf Länder, die sechs Prozent der Bevölkerung unter 18 Jahren ausmachen, lägen bei der Erreichung der kinderbezogenen SDG-Ziele im Zeitplan. Bei diesem Tempo könnten lediglich 60 Länder ihre Ziele rechtzeitig umsetzen, in denen aber nur ein Viertel aller Kinder weltweit lebe. Die nachhaltigen Entwicklungsziele der *Vereinten Nationen*

wurden 2016 verabschiedet und sollen idealerweise bis 2030 erreicht sein. Sie umfassen zentrale Punkte wie hochwertige Bildung und Freiheit von Armut und Konflikten.

Gefahren von KI werden oft falsch eingeschätzt

DIE RÖMISCH-KATHOLISCHE THEOLOGIN und Philosophin **Anna Puzio** sieht eine Fehleinschätzung in den öffentlichen Diskursen über Künstliche Intelligenz (KI). „Es gibt keinerlei belastbare Anzeichen, dass eine KI erschaffen wird, die die Menschheit auslöschen, vernichten oder ersetzen könnte“, sagte sie der *Süddeutschen Zeitung*. Viel mächtiger und damit gefährlicher seien Einzelpersonen oder Unternehmen, die diese Technologien für ihre Geschäftsstrategien und andere Zwecke einsetzen. Die Kirchen sollte sich aus Puzios Sicht stärker an der ethischen Debatte um den Einsatz von KI beteiligen. „Es ist ein Problem in den Kirchen, dass sie gerade hier den Bezug zur Lebenswirklichkeit der Menschen nicht hinbekommen.“

Abgas-Partikel Problem für Hummeln

FORSCHER DER UNI BAYREUTH haben herausgefunden, dass Diesel-Abgas-Partikel die Organismen von weit verbreiteten *Dunklen Erdhummeln* erheblich schädigen können. Die Tierökologen versetzten Zuckerwasser mit Diesel-Abgas-Partikeln und fütterten die Tiere bis zu zehn Tage lang damit. Die Menge der Partikel habe dem entsprochen, was man bereits in Böden in der Nähe viel befahrener Landstraßen nachgewiesen habe. Nach sieben Tagen stellten die Forscher eine deutlich veränderte Darmflora der Hummeln fest, nach zehn Tagen einen erheblich gesunkenen Fettgehalt. Beides spreche dafür, dass die Partikel das Immunsystem der Insekten schädigen und den gesamten Organismus in Stress versetzen. Dies führe zu einer geschwächten Resistenz gegen Krankheitserreger und letztlich zu einer erhöhten Sterblichkeit. ■



Lasst den Alarmismus!

VON GERHARD RUISCH



Ansichtssache



Gerhard Ruisch
ist Chefredakteur
von *Christen
heute*

GEHT ES UNSERER WIRTSCHAFT nun eigentlich gut oder schlecht? Dem beherrschenden Eindruck nach muss es unserer Wirtschaft ziemlich schlecht gehen. Der IFO-Geschäftsindex sinkt, die Aufträge gehen zurück, die Wirtschaftsforschungsinstitute prognostizieren gar einen Rückgang des Bruttoinlandsprodukts. Reflexartig fordern die Wirtschaftsverbände Finanzhilfen vom Staat, Steuersenkungen und verbilligte Energielieferungen.

Besonders deutlich scheint es mir in der Bauindustrie zu sein: Im nächsten Jahr werden wohl nur halb so viele Wohnungen gebaut werden wie ursprünglich geplant. Ich will gar nicht in Abrede stellen, dass es schwierig ist. Trotzdem gibt es ein paar Dinge, die seltsam sind. In den vergangenen zwei Jahren haben wir viele Handwerker gebraucht. Ständig mussten wir uns das gleiche Lied anhören: Wir haben keine Zeit. Wir können frühestens in ein paar Monaten kommen. Ich habe noch im Ohr, wie ein Zimmermann uns sagte: „Wir haben noch so viele Aufträge vorliegen, dass wir noch Jahre zu tun haben, selbst wenn eine Rezession kommt.“

Sicher, wenn deutlich weniger gebaut wird als noch vor kurzem gedacht, wird das für einige schwierig werden, vielleicht die Existenz des Betriebs gefährden. Aber das allgemeine völlige Umschwenken von totaler Überlastung zu Beschäftigungslosigkeit innerhalb weniger Wochen ist auch nicht gerade glaubwürdig. Dass die Arbeitslosigkeit nicht zunimmt, spricht dagegen. Die Prognosen des DIW (Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung) sprechen von einem Rückgang des Bruttoinlandsprodukts im laufenden Jahr um 0,5 Prozent. Das ist nicht schön. Aber klingt das nach dem großen Crash? Für kommendes Jahr wird schon wieder ein Plus von 1,5 Prozent erwartet. Und vor drei Minuten habe

ich in den Radionachrichten (SWR 1 am 6.10.) diese Meldung gehört: „Die deutsche Industrie verzeichnet im August ein überraschendes Auftragsplus von vier Prozent gegenüber dem Juli.“ Wie bitte?

Nach meiner Beobachtung ist die Wirtschaft nur ein Beispiel für einen neuen (?) Stil in der Berichterstattung: Immer wird gleich der Weltuntergang ausgemalt. Das ist natürlich auch ein Stilmittel in der Politik. Hört man die Opposition, führt alles, was die Regierung tut, unmittelbar in den Abgrund. Die Regierung dagegen malt paradiesische Zustände aus – nur ist die menschliche Psyche so eingerichtet, dass sie negative Aussagen viel eher hört als positive.

Ich finde, es ist höchste Zeit, dass all die Endzeitpropheten sich einmal bewusst machen, was sie da tun. Wie wirkt das, wenn man den Menschen nur noch Schreckensbotschaften erzählt? Werden sie dann sagen: Das ist ja schrecklich! – und dann entschieden zupacken, um das Schlimme zu verhindern? Nein! Sie werden sagen: Das ist ja schrecklich! Da kann ich ja sowieso nichts tun. Und manche negative Prognose kann dann zur *self-fulfilling prophecy* werden, also zu einer Vorhersage, die nur deshalb eintrifft, weil sie geglaubt wird.

Andere reagieren gar, indem sie den Kopf in den Sand stecken und sagen: Das stimmt ja alles gar nicht.

Da will uns doch nur jemand was vormachen. Es wird nichts Schlimmes eintreten; es ist doch noch immer gut gegangen. Wir können ruhig so weitermachen wie bisher – nur nicht verrückt machen lassen.

Die Schwierigkeit ist: Es gibt ja Probleme, sogar sehr große. So große, dass wir unbedingt auf sie reagieren müssen – das prominenteste ist wohl der Klimawandel. Aber nicht alles ist ein großes Problem, und es ist gefährlich, so zu tun. Wenn wir sehen, wir haben da *ein* großes Problem, dann können wir reagieren, indem wir alle Kräfte bündeln und alles tun, um das Problem zu lösen. Wenn wir das Gefühl haben, wir haben *nur noch* große Probleme, können wir nur verzweifeln und werden gelähmt.

Mein großer Wunsch ist deshalb: Nüchternheit. Wer ein Problem hat, z. B. in der Wirtschaft, soll es benennen dürfen und nach Lösungen suchen. Aber er oder sie soll es nicht zum Weltuntergang hochreden. Man muss auch nicht immer bei allem nach Staatshilfen rufen; vielleicht kann man ja auch erst mal selbst überlegen. Auch die Drohung mit der Verlegung des Betriebs nach Honolulu ist billig.

Die Nüchternheit kann die Kräfte mobilisieren, die es braucht, um die wirklich großen Probleme anzugehen. Damit wäre allen geholfen. ■